Deutsche Philologie

# Leben und Werke
## des
# Johann Christoph Männling

Ein Beitrag zur Literaturgeschichte
des schlesischen Hochbarock

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung des Doktorgrades bei der Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

vorgelegt von
Paul Tworek
aus Breslau

1938

Druck: Paul Moser, Breslau-Deutsch Lissa

Referent: Prof. Dr. Merker

Korreferent: Doz. Dr. Jungandreas

Examen rigorosum: 8. 12. 37

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

# Gliederung.


Seite

A. Einleitung: Quellen über Männlings Leben und Werke 5

B. Wachsen und Werden:

1. Jugendzeit . . . . . 8
2. Studien und Kämpfe . . . . . 9
3. In Amt und Würden . . . . . 15
4. Die letzten Lebensjahre . . . . . 21
5. Charakterbild . . . . . 22

C. Werke:

1. Gesamtverzeichnis . . . . . 24
2. Prosaschriften:
   a) Arminius enucleatus . . . . . 27
   b) Lohensteinius sententiosus . . . . . 35
   c) Europäischer Helikon oder Musenberg . . . 39
   d) Poetisches Lexikon . . . . . 63
   e) Expediter Redner . . . . . 73
3. Die Gedichtsammlungen des „Poetischen Blumengarten“ 92
   a) Himmel-blaue Hyacinthen und Gebethe . . 96
   b) Die angenehme Amaranthen oder vermischte Freudengedichte . . . . 113
   c) Die lieblich-riechende Anmuthsrosen . . . 114
   d) Die bittere Trauer-Cypressen . . . . 120

D. Männlings poetische Deutung:

1. Gehalt seiner Dichtungen . . . . . 126
   a) Geistliche Lyrik . . . . . 126
   b) Weltliche Lyrik . . . . . 132
2. Gestaltung derselben . . . . . 136
   a) Stilmittel . . . . . 137
   b) Äussere Dichtungsform . . . . . 144
   c) Metrisches . . . . . 152

E. Würdigung . . . . . 158

F. Literatur . . . . . 164

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41549821_0020

# Einleitung.

Obwohl die literaturgeschichtliche Entwicklung des Barock in ihren wichtigsten Erscheinungsformen und Abschnitten durchforscht und wissenschaftlich beurteilt ist, können die Studien zur Erkenntnis deutscher Dichtung jener Kulturepoche durchaus noch nicht als abgeschlossen gelten. Besonders das stofflich umfangreiche Gebiet ihres epigonalen Schrifttums harrt noch immer der eingehenden Sichtung und läßt nach kritischer Durchleuchtung einen beachtlichen Gewinn für unser Wissen um das weltanschauliche und künstlerische Geschehen des späten siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erwarten.

In dem zu dieser Zeit gehörigen poetischen Gesamtbilde ist auf verschwommenem Hintergrund auch die Gestalt des Schlesiers Johann Christoph Männling zu erkennen, dessen Würdigung angesichts seiner an moderner Auffassung gemessenen geringen literarischen Bedeutung wenig lohnend erscheinen mag, wenn nicht dank seiner zahlreichen Anhänger unter den Zeitgenossen ein Quellenmaterial von unerwartet ausgiebigem Umfang ausgekundschaftet werden konnte. Allerdings ist das, was die Literaturgeschichten, einschlägige Sammelschriften, Presbyterologien und ähnliche Werke von S. J. Ehrhardt, I. A. Hiltebrandt, J. Chr. Jöcher, M. J. S. John, J. Chr. Leuschner, M. E. Neumeister, Joh. Sinapius, M. G. Scultetus, J. C. Wetzel und wissenschaftlich orientierte Zeitungen über ihn berichten, nicht immer auf eine genaue Kenntnis seiner Arbeiten gegründet und darum vielfach unzureichend. Dazu kommt, daß viele von seinen in den zeitge-

nössischen Lebensbeschreibungen angegebenen Werken trotz eifrigen Suchens nicht mehr aufzufinden waren und auch die vorhandenen nur in sehr wenigen Exemplaren vertreten sind.

Für seine dichterische Erkenntnis sind besonders drei Umstände Grundlage und Wegweiser geworden:

1. Seine blutgebundene Verwurzelung in schlesischer Heimaterde,
2. sein erziehlicher und bildungsgemäßer Werdegang in einer literarisch hochgespannten und schreibseligen Zeitperiode und
3. sein priesterlicher Beruf.

Ein von Männling selbst verfaßter und von dem damaligen Superintendenten Joachim Friedrich Schmidt in Stargard i. Pommern in seine „Conciones funebres" als Leichenpredigt aufgenommener Lebenslauf gibt hierüber vielseitige Auskunft. Aber so sehr für den Familien- und Sippenforscher diese Schrift eine schätzenswerte Fundgrube bilden mag, der Literarhistoriker, der nicht lediglich von rein biographischen Gesichtspunkten aus urteilt, kann ihr nur eine untergeordnete Bedeutung beimessen. Es war nämlich an Hand dieser Notizen nicht möglich, genauere Nachweise über die ursächlichen Zusammenhänge zwischen Erleben und Schaffen des Dichters zu führen, soweit dies eben die gegensätzliche Vielfalt in der Gesamthaltung eines Barockpoeten vom Typ des Angehörigen der Zweiten Schlesischen Schule überhaupt zuläßt.

Auch das Einsehen der Personalia Männlingiana des Staatsarchivs in Breslau brachte nach dieser Richtung hin nur wenig Brauchbares ans Licht.

Weitaus ergiebiger dagegen gestaltete sich das Nachforschen in den Urkunden- und Bücherschätzen der Breslauer Stadtbibliothek und dem ihr angegliederten Archiv. Das reichhaltige Material, das hier zutage gefördert wurde, vermehrte nicht bloß die Kenntnisse über Männlings Persönlichkeit und sein Werk, es erleichterte auch ein weiteres Erkunden im Sinne der vorliegenden Arbeit ganz erheblich. Die restlichen zur Abrundung des Totaleindruckes notwendigen kleineren Einzelergebnisse sind auf Grund schriftlicher Anfragen als briefliche Mitteilungen von interessierter

Seite zugegangen und wurden mit beachtenswerter Ausführlichkeit besonders von den Herren Professoren Dr. Wehrmann aus Stargard und Dr. Muth aus Stettin eingesandt.

Wertvolle Unterstützung leisteten auch die Staats- und Universitätsbibliotheken in Breslau, Halle und Jena, die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde in Stettin und die dortige Stadtbücherei, das städtische Museum sowie das Gröningianum in Stargard, die Archivverwaltung des Elisabethgymnasiums zu Breslau, das evangelische Pfarramt in Kreuzburg in Oberschlesien und die Volksbücherei ebendortselbst.

Ganz besondere Anerkennung gebührt jedoch den Herren Archivaren und Bibliothekaren der Breslauer Stadtbibliothek, durch deren bereitwilliges Entgegenkommen der nicht immer einfache Gang der Untersuchungen wesentlich erleichtert und beschleunigt werden konnte. Ihnen sowie den vorgenannten Instituten ist die Vollständigkeit dieser Arbeit in der Gewinnung zusätzlicher Erkenntnisse für den Raum der absinkenden Literaturepoche des Barock in erster Linie zu danken.

# Wachsen und Werden.

Johann Christoph Männling wurde am 14. Oktober 1658 zu Wabnitz im Fürstentum Bernstadt [1]) in Oberschlesien als der Sohn des Predigers Johann Männling geboren.

Sein Vater stammte aus einer im Städtchen Ulbersdorf in Oberschlesien ansässigen Kaufmannsfamilie und war „ein Mann, der schlecht und recht, und das Böse meidete, Gott aber rechtschaffen fürchtete und ihm treulich dienete". [2]) Acht Jahre verwaltete er in Wabnitz das Pfarramt. Von hier ging er nach Hochkirch im Juliusburgischen, wo er noch 33 Jahre in der Seelsorge tätig war. Ihm sowie seiner Mutter, der Frau Rosina Männling, einer geborenen Breslauerin und jüngsten Tochter des Diakons zu St. Maria Magdalena, Herrn Christopheri Albini, bewahrte Johann Christoph in Dankbarkeit für „ihre Sorge und Bemühungen, die wahre Gottseligkeit" ihm „von Jugend auf einzuflößen", kindliche Liebe und ein ehrendes Gedächtnis bis über das Grab hinaus.

In jener Zeit, da die Schrecken des vergangenen Krieges ihre Schatten noch bis in die Tage seines zartesten Kindesalters

---

[1]) Nicht Oels, wie die A. d. B. Bd. XX, p. 210 angibt. Über die Schreibweise des Familiennamens sagt Koelling in seiner Presbyterologie p. 15: „Mag. Johann Mennling. So und nicht Männling, wie hin und wieder zu lesen ist steht der Name regelmäßig in den Creuzburger Kirchenbüchern."

[2]) Die in diesem Kapitel in Anführungsstriche gesetzten Stellen sind mit Ausnahme der Buchtitel wörtliche Entlehnungen aus dem Männlingschen Lebenslauf in der „Leichenpredigt des Lebens" von D. Joachim Friedrich Schmidt, Stargard 1725. Hierzu siehe: „Der familiengeschichtliche Quellenwert der Leichenpredigten" von Gymnasialdirektor Dr. Muth in Stettin, erschienen in den Mitteilungen des „Roland", Dresden 1930, Nr. 3/4.

warfen, brachte die Bestürzung vor den heranziehenden Türken ganz Schlesien in Aufruhr. Auch in Wabnitz stand man so sehr unter dem Eindruck der drohenden Gefahr, daß man beschloß, den dreiviertel Jahre alten Knaben mit seiner Mutter nach Breslau zu senden, das infolge seiner Lage damals als sicherster Zufluchtsort für die Anwohner des Odertales galt. Kurz vor den schützenden Mauern der Stadt traf den Kleinen nun „der erste Fersen-Stich des Teuffels." Als der Wagen wegen der Menge der mit Flüchtlingen beladenen Fuhrwerke auf der Straße nach Schlesiens Hauptfeste einen seitlichen Ausweg suchte, glitt er ab und schlug um. Dabei wurden Mutter und Kind hinausgeschleudert und verschwanden in dem Kot und Stinkwasser eines angrenzenden Grabens. Infolge des Geschreis der unfreiwillig Gebadeten und des Lärms, den der polternde Wagen verursachte, achtete man jedoch rechtzeitig auf den Vorfall, eilte helfend herzu und stellte schließlich erfreut fest, daß keinem der Verunglückten irgendwelcher Schaden widerfahren war. Die Erinnerung an dieses Ereignis prägte sich dem Knaben später bei Mutters Erzählung tief in die Seele. Dem reifenden Manne aber wurde sie Anlaß zu fester Verankerung seiner Frömmigkeit und besserem Verstehen der Ratschlüsse Gottes, nach denen „auch ein Moses erst aus Not und Wasser gezogen" werden mußte, bevor er dem erwählten Volk vorgestellt werden konnte.

Zum Glück der Schlesier erwies sich bald die Nachricht von dem Anzuge der Türken als übertrieben. Deshalb holte der Vater seine beiden Schutzbefohlenen nach Wabnitz zurück, und hier verbrachte Johann Christoph nun seine ersten Jugendjahre.

Mit fortschreitender körperlicher und geistiger Entwicklung ergab sich für den Heranwachsenden die Notwendigkeit der Vorbereitung auf den späteren Beruf, der ihn nach dem Willen des Vaters auf Altar und Kanzel stellen sollte. Den ersten Unterricht hierzu erhielt er vom „Schulbedienten" in Hochkirch. Außerdem unterwies ihn der Vater täglich ein paar Stunden in der lateinischen Sprache. 1667 [3]) finden wir Männling als Zögling der Sexta des Elisabethgymnasiums zu Breslau. Sein Ziel war, alle Klassen dieser Anstalt in lückenlosem Aufsteigen zu durchlaufen,

[3]) Angabe des Archivverwalters am Bresl. Elisabethgymnasium Herrn Dr. Schulz vom 6. Mai 1933.

was ihm „durch Gottes Segen und den Fleiß seiner Präceptoren, Herrn Majoris, Hoffmanni, Weissii und Gryphii“ wenigstens bis zur Sekunda glückte, da die Erlangung einer Sängerstelle im Chor zu St. Maria Magdalena seine Übersiedlung in das Magdalenengymnasium notwendig machte.

Im Jahre 1671 traf Johann Christoph der härteste Schlag seiner Jugend. Er verlor seine „treue Mutter“ durch den Tod. Unfaßlich war der Schmerz des Knaben. Welch großen Einfluß diese Frau auf ihn ausgeübt hat, klingt deutlich aus den Worten, die er von der Verewigten zu schreiben weiß. Er nennt sie die „Säule seiner Wohlfahrt, auf die er sich lehnte“, wenn er einen Halt brauchte, und die ihm gerade dann genommen ward, als er ihre Vorsorge am dringendsten benötigte. Wie diese Worte zu verstehen sind, wird leider verschwiegen. Doch dürfte nach seinem Zeugnis über seine gute Unterbringung während der Schulzeit bei der Schwester seiner Mutter, der Frau Helene Hancke, geb. Albini in Breslau, das Anlehnungsbedürfnis des in die Jünglingsjahre gelangenden Menschen wahrscheinlich rein seelisch zu fassen sein. Diese Vermutung wird bestätigt durch das ganze Wesen Männlings, sowie die innige Art seines Verhältnisses zu den Eltern überhaupt und nach dem Tode der Mutter durch seine Stellung zum Vater im besonderen, bei dem er selbst dann noch Rat und Hilfe suchte, als er schon Mann und selbständig war und sich nach eigenem Gutdünken sein Leben hätte gestalten können.

Nach Beendigung der gymnasialen Studien kehrte er nach Hochkirch zurück. Der Vater erwartete nunmehr eine baldige Hilfe durch ihn in dem schwierigen Amt der Seelsorge an polnisch sprechenden Dorfleuten. Christoph jedoch beherrschte deren Sprache noch nicht und mußte deswegen, sich willig dem Wunsche des Vaters fügend, sein Ränzel schnüren, um nach Thorn im damaligen Königreiche Polen zu wandern. Bei einem Schlosser Ambrosius Gerlach, der, wie schon sein Name verrät, deutscher Abstammung war, fand er geeignete Unterkunft und Kost. Die günstigste Gelegenheit zur Übung im Gebrauch des Polnischen ward auch bald getroffen und zwar dadurch, daß er sich ungeachtet seines evangelischen Bekenntnisses bei den dortigen Jesuiten einführen ließ, wo er viel mit Studenten aus den

verschiedensten Gegenden des beiderseitigen Weichselreiches zusammenkam. Im Kampf mit dem slavischen Konsonantenidiom streckte er aber bald die Waffen und reiste heim. Er kam jedoch nicht ganz ohne Gewinn. Das zeigte sein Versuch, den Vater im Predigen zu entlasten. Bei solchem Helferdienst ereignete sich nun ein Vorfall, der für den Charakter unseres Dichters bezeichnend ist und darum hier nicht übergangen werden soll.

Es war kurz vor Ostern 1678. Christoph genoß noch nicht lange nach seinem Aufenthalt in Polen das Glück eines friedlichen Daheims im elterlichen Hause, als eines Morgens gegen 9 Uhr von draußen der Ruf „Feuer" ihn aus seiner Vorbereitung zu einem sonntäglichen Sermon riß. Er sprang vor die Tür und beobachtete mit Schrecken, wie das in nächster Nähe stehende, auch zur Pfarrei gehörende „andere Hauß" in Flammen stand. Und niemand war, der sofort helfen konnte, denn die Anwohner des Dorfes befanden sich samt dem Gesinde auf den Feldern, wo sie die Arbeit so in Anspruch nahm, daß die dem Pfarrhof drohende Gefahr erst beim Notruf der Sturmglocke bemerkt wurde. Jetzt allerdings kam für die Gebäude jede Hilfe zu spät; kaum, daß man die notwendigsten Hausgeräte und Kleidungsstücke zu retten vermochte. In der Sorge um die gefährdete Habe gedachte niemand mehr des kleinen Christian Daniel, des jüngsten Sprößlings der Männlingschen Familie, der mit seinen anderthalb Jahren, unfähig sich zu retten, noch im brennenden Hause lag. Als Christoph sich seines „lieben Bruders" erinnerte, sprang er ohne Besinnen in die Glut hinein, ergriff das Kind mit der Wiege und schleppte es glücklich durch Flammen und Rauch hinaus.

Währenddessen war aber der Wind umgesprungen und machte alle Mühe, das Nachbarhaus zu schützen, zunichte. Die Glut der ersten Brandstelle trieb vielmehr unaufhörlich darauf zu und Scheuern und Ställe wurden wie mit einem Funkenregen überschüttet. So dauerte es nicht lange, bis auch deren primitive Bedachung Feuer fing und das ganze Gehöft bald einem einzigen Flammenmeere glich. Christoph beteiligte sich als einer der mutigsten an der Bergung des Familiengutes, besonders an der Sicherstellung der Bibliothek, die seines Vaters größte Kostbarkeit bildete. Dabei wurde nun vieles beschädigt und anderes, das

man schon gerettet glaubte, wieder gestohlen. Der auf diese Art entstandene Verlust schmerzte den Dichter am tiefsten, war doch der Diebstahl an dem Eigentum der Eltern nicht nur ein augenfälliger Beweis für die Unsicherheit jener Zeiten und die Demoralisierung ihrer Menschen, denen noch 30 Jahre nach dem Kriege das Gewissen so voller Landsknechts- und Wegelagerermoral steckte, daß sie nicht davor zurückschreckten, sich an dem ärmlichen Besitz ihres in Not geratenen Seelsorgers zu bereichern, sondern auch ein Zeichen des Undankes seitens der Ortsbewohner gegen die priesterlich-charitative Tätigkeit des Vaters überhaupt.

An seinem Vorhaben, selbst Theologe zu werden, vermochte jedoch diese traurige Erfahrung nichts zu ändern. Vielmehr begab er sich unbeschwert von jeder Besorgnis im Sommer des Jahres 1679 nach Wittenberg und ließ sich an der dortigen „Weltberühmten Universität" im Amtsjahr des Rector magnificus Gottfried Strauß [4]) am 21. Juni als membrum academicum in der theologischen Fakultät eintragen. Hier hat er nach seinen eigenen Aufzeichnungen „der treuen Information des großen Calovs, Meißners, Quenstedts, Deutschmanns, Schurtzfleischens und Dassovs, auch unter denen Herren Adjunctis, Herrn Wolffs, Willemers und anderer reichlich genossen". [5]) Im nächsten Jahre verließ er die Stadt wieder, da hier die Pest ausgebrochen war, und flüchtete zu seinen Eltern. Aber auch dort war seines Bleibens nicht lange.

Kaum hatte er sich von den Anstrengungen der Heimreise erholt, da rief ihn das Schreiben eines ihm wohlgesinnten Pastors aus Thorn in das Haus eines vornehmen Kaufherrn nach Schwedt bei Graudenz als Erzieher. Für seine Bemühungen sollte er außer Unterkunft und Beköstigung jährlich 30 Reichstaler erhalten. Er nahm an und verblieb bei seinem Auftraggeber als ein wert gehaltenes Glied der Familie fünf Vierteljahre. Diese müssen allerdings für Männling sehr eintönig verlaufen sein, weiß er doch von ihnen nichts anderes zu berichten, als daß er, nachdem er Danzig gesehen, vergnügt nach Hause zog.

---

[4]) Nicht Dr. Schneider, wie die „Leichenpredigt des Lebens" irrtümlich angibt.

[5]) Über die von Männling angegebenen Professoren berichtet Walter Friedensburg: Geschichte der Universität Wittenberg, Halle 1917.

Nach einem mißglückten Versuch, Feldprediger im Söldnerheere eines Fürsten[6]) in Ungarn zu werden, ging er nach Burg Branitz in Oberschlesien zu einem Baron von Morawitzki, wo er gleichfalls als Erzieher tätig war. Aber der Mangel an Gelegenheit zum Kirchenbesuch veranlaßte ihn bald zur Aufgabe des neuen Erwerbsverhältnisses trotz seiner Mittellosigkeit und der Armut im elterlichen Hause, das ihm wiederum eine Zufluchtsstätte bieten mußte.

Kurze Zeit darauf — es mag im Frühjahr 1648 gewesen sein[7]) — bewog ihn der Ruf des Wittenberger Professors Johann Friedrich Mayer[8]), noch einmal Hörer der dortigen Universität zu werden.[9]) Wie er hier mit kärglichem Spargut[10]) und unerschütterlichem Gottvertrauen sein Glück schmiedete, mag der Dichter selber erzählen:

„Allein Gott half mir, daß ich nicht allein an Hr. D. Mayern einen großen Patron erhielt, der mir seine Collegia frey ertheilte, sondern auch bey denen Herren Studiosis so beliebt war, daß, wer ein Carmen brauchte, mich ersuchte, dadurch ich mich dann ernehren konnte. Zudem kam es, daß ich anfing privatim Collegia poëtica zu lesen."

Es muß Wunder nehmen, daß Männling erst jetzt von seinen dichterischen Fähigkeiten zu reden für gut hält. Sein „Poetischer Blumengarten" bringt nämlich Gedichtsproben bereits aus einer viel früheren Schaffensperiode. Von einem anderen Musenjünger um die Wende des 17. Jahrhunderts wäre dieser Umstand als Beweis für eine bemerkenswerte Veranlagung wahrscheinlich schon viel eher in das rechte Licht gerückt worden, denn das Wort Bescheidenheit war in den Vokabularien der Barockpoeten sehr selten, wenn auch keine Gelegenheit ungenutzt gelassen wurde, eine scheinbare Erkenntnis des eigenen Unwertes oder die Bedeutungslosigkeit eines selbstgeschaffenen Kunstwerkes vor

---

[6]) Es ist durchaus wahrscheinlich, daß es sich bei dem geheimnisvollen Fürsten um den Polenkönig Johann Sobieski (1674—1696) handelt. Siehe Schierse, Bruno: Geschichte Schlesiens, Paderborn 1952.

[7]) Eine genaue Angabe darüber fehlt in der Leichenpredigt.

[8]) Siehe Friedensburg a. a. O. p. 547.

[9]) Das Datum seiner 2. Immatrikulation konnte in der Wittenberger Universitätsmatrikel nicht festgestellt werden.

[10]) Von seiner Erziehertätigkeit her waren ihm ganze 18 Reichstaler geblieben.

einem geneigten Leser gebührend zu betonen. Bezeichnend für Männling ist auch die Art, in der er beiläufig mit dem Beginn seiner Dozentenlaufbahn bekannt macht und aus einer Haltung sympathischer Offenheit heraus schließlich erklärt, er habe den gradum Magisterii nur gegen seinen Willen erworben[11]), weil ihm sonst die Erlaubnis zum Halten von Vorlesungen nicht erteilt und damit die Möglichkeit zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes unterbunden worden wäre.

Nach glücklicher Erlangung der Magisterwürde ließ er sich „in poetam Laureatum" krönen,[12]) und im Besitz dieses Nachweises beginnenden Dichterruhms tritt er endlich in den Lebensabschnitt ein, der für sein poetisches Schaffen fruchtbar wird. Als erstes greifbares Ergebnis seiner bisherigen Arbeit veröffentlichte er den „Europäischen Parnassum" 1685.[13]) Da ihn aber noch Existenzsorgen quälen, vermag er vorläufig nicht an die Herausgabe weiterer Werke zu denken. Dafür beteiligt er sich an der Korrektur von Manuskripten anderer Schriftsteller und der druckfertigen Bearbeitung des Stiefflerschen Historienschatzes, was ihm nach seiner eigenen „Condition" statt des Korrekturgeldes einen „guten Tisch" d. h. also auskömmliche Verpflegung eintrug. Solcher Broterwerb erwies sich auch in anderer Beziehung von Vorteil, denn für jedes von ihm fertiggestellte und der Maschine anvertraute Schriftwerk wurde ihm ein gedrucktes Exemplar ausgehändigt, ein Umstand, der seine bis dahin noch recht magere Bibliothek innerhalb kurzer Zeit zu stattlichem Umfange wachsen ließ, und ihn dadurch in die Lage versetzte, auch in Gegenden weitab von den Zentren der Wissenschaft einmal seinen Studien obliegen zu können. Bei seinen Bemühungen um die Erhaltung des eigenen Ich erübrigte er noch genug Zeit, um sein berufliches Ziel zu verfolgen, aber auch der Kunst als aufmerksamer Jünger zu leben. Er übte sich fleißig im Parentieren, d. h. im Verfassen von Trauer- und

---

[11]) Die Magisterpromotion Männlings ist in den philosophischen und theologischen Dekanatbüchern der Universität Wittenberg bis Oktober 1687 nicht vermerkt.

[12]) Über die Bedeutung dieser Würde siehe Merker-Stammler: Reallexikon Berlin 1925/26 Bd. I p. 193 ff.

[13]) Die A. D. B. bringt als Erscheinungsdatum fälschlicherweise das Jahr 1689.

Leichenreden, und hat nach seinem Zeugnis dieselben gesammelt später im „Grabmahl der Ehren“ [14]) der Nachwelt überliefert.

Im Sommer 1686 rüstete er wieder zur Heimreise. Sein Weg führte ihn an der Elbe stromaufwärts zunächst bis Dresden. Diese Stadt genoß schon in damaliger Zeit einen weit über die Grenzen des Sachsenlandes gehenden Ruf als Sehenswürdigkeit. Darum nutzte Männling diese Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntnisse über Land und Leute, die ihm ebenso wie der Besuch in Danzig „die vom 16. Jahrhundert her noch übliche Bildungsreise“ [15]) ersetzen mußte. Dann erst lenkte er seine Schritte der Heimat zu.

Aber auch jetzt hielt es ihn nicht lange hier. Die Unrast des Lebens in der Fremde lag ihm schon zu stark im Blut, und so verließ er noch im Herbst desselben Jahres wieder das Vaterhaus, um für ein Jahr zur Information [16]) nach Ellgutt zu einem Herrn Daniel von Helmreich zu gehen.

Von dort zurückgekehrt, bewirbt er sich um eine Predigerstelle in Kreuzburg in Oberschlesien. „Nach Ablegung dreyer Predigten“ erhält er vom Rat der Stadt am 19. Februar 1688 die Berufung zum Nachfolger des in den Ruhestand versetzten Pfarrers Adam Gdacius, und zwei Wochen später, am 6. März, konnte er schon seine Antrittspredigt halten. Jedoch kaum 10 Wochen war er in Amt und Würden, als an den Magistrat der Stadt ein dreifacher oberamtlicher Befehl erging, ihn und seinen „andern Herrn Collegen“, den Pastor Conradi, welcher in demselben Kirchspiel beschäftigt war, wieder ihres Dienstes zu entheben. Der letzte Pfingstfeiertag des Jahres 1688 ward ihnen als Termin für die Abschiedspredigten festgesetzt.

Mit dieser Unglücksnachricht begann nun für Männling eine lange Zeit immerwährender Unruhe und seelischer Bedrängnis. Freilich kam sie für ihn nicht völlig ungeahnt. Sie lag gleichsam in der Luft und ergab sich aus den allgemein religionspolitischen Spannungen, die ihren direkten Anfang in den Beschlüssen des

---

[14]) Stettin 1709.

[15]) Wegener, Dr. Carl Hanns: Hans Aßmann Freiherr von Abschatz, p. 13.

[16]) Welcher Art diese Information war, ist aus den Aufzeichnungen Männlings nicht ersichtlich. Da das Wort Informator im 17. und 18. Jhrh. allgemein als technische Bezeichnung für Hauslehrer erscheint, handelt es sich wohl um eine Stellung dieser Art.

Westfälischen Friedens nahmen. Dieser sicherte nämlich dem Kaiserhause den Besitz des beiderseitigen Odergebietes von der Weichselquelle bis Grünberg und ermöglichte hier durch die Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens und Einsetzung des annus normalis (1. Januar 1624) eine Vorherrschaft des Katholizismus, die sich für den protestantischen Volksteil in ähnlich unangenehmer Weise auswirkte wie die Folgen der Reformation für die Katholiken in den Ländern, deren Machthaber Anhänger der neuen Lehre geworden waren. Die von Wien aus systematisch betriebene, gewaltsame Rekatholisierung Schlesiens[17]) war in Kreuzburg allerdings erst 1688 zu spüren. Damals schon befand sich außer dem evangelischen Gotteshaus auch eine katholische Kirche im Weichbilde der Stadt. Sie gehörte zum Patronat der Kreuzherren von St. Matthias in Breslau und war von diesem übergeordneten Institut bereits im 16. und 17. Jahrhundert verschiedene Male visitiert worden. Gewiß lag es deswegen nahe, daß mit fortschreitender gegenreformatorischer Aktion die Aufsichts- und Verwaltungsbefugnis der Kreuzherren auch auf die evangelische Kirche ausgedehnt und die dazu gehörende Gemeinde ihrer priesterlichen Hirten beraubt werden sollte. Damit wäre für Männling die Stunde des Abschieds gekommen, und der Wanderstab hätte erneut die Stütze seines Daseins bilden müssen, wenn nicht der Magistrat der Stadt, gedrängt durch die Bekenntnistreue und Anhänglichkeit der protestantischen Bürger, einen geharnischten Protest[18]) gegen das vom „Magister zu St. Matthias in Breslau beanspruchte Patronatsrecht[19]) und die verlangte Abschaffung der Prediger Conradi und Männling“[20]) an die Adresse des „Hochlöbl. Königl. Ober-Ambt in Ober- und Nieder-Schlesien“ gerichtet hätte. Der Erfolg

---

[17]) Siehe Wegener a. a. O. p. 16 ff.; ferner A. H. Kraffert in der Chronik von Liegnitz (1871), Bd. III, p. 48; die Schlesische Kern-Chronike (Nürnberg 1710) Bd. I, p. 400—405; K. A. Menzel: Geschichte Schlesiens, Breslau s. a. im Verlage der Stadt-und Universitäts-Buchdruckerei bei Graß und Barth, Bd. II. Heft 10, p. 465—480 und Heft 11. p. 480—486.

[18]) Preuß. Staatsarchiv Breslau Rep. 22, Kreuzburg X, 1b; 1688.

[19]) Nach Nicolaus Henelius (Silesiographia renovata, Breslau und Leipzig 1704) datiert das Patronatsrecht der Stiftsherren von St. Matthias schon aus dem Jahre 1298.

[20]) Text der Aufschrift auf dem Buchdeckel der Urkundenabschrift im Preuß. Staatsarchiv Breslau.

desselben war zwar kein durchschlagender, doch wurde den Appellierenden gestattet, von „der Zeit an (1688) biß 1700 ihr Exercitium religionis nebst den gewünschten Seelsorgern zu genießen."

Diese zwölf Jahre hat nun Männling zu guter Arbeit unter seinen Pfarrkindern genutzt und es verstanden, sich in deren Herzen ein Denkmal zu bauen,[21]) das ihm ein dauernd ehrendes Gedächtnis sicherte. Ebenso glücklich war in dieser Zeit aber sein Bemühen um die Gewinnung dichterischer Lorbeeren. Er gab zu dem bisher veröffentlichten „Parnassus" drei neue Werke heraus, und zwar die „Schaubühne des Todes oder Leichenreden" (Wittenberg 1692), „Geistliche Sabbaths-Erquickstunden" (Brieg 1694) und das „Besungene heilige Christfest, das ist: Geistliche Oden und Lieder" (Oells 1700). Die Anerkennung, die er damit in breitester Oeffentlichkeit fand, ermöglichte schließlich seine Aufnahme in die Deutsch-gesinnte Genossenschaft.[22]) Hier klang sein Name vorteilhaft unter denen bedeutender Vertreter der Barockpoesie wie Zesen und Harsdörffer und ließ ihn gleichzeitig als ernst zu nehmenden Sprachreiniger immer weiteren Kreisen bekannt werden.

Nach Ablauf der vom Königl. Ober-Ambt gestellten Frist finden wir Männling abermals auf der Wanderschaft. Diesmal konnte das Elternhaus ihm keine Unterkunft mehr bieten, denn der Vater war schon vier Jahre tot, und außerdem brachte der Vertriebene eine ansehnliche Familie mit. So wählte er denn Breslau zu seinem Zufluchtsort. Am 27. Mai 1701 traf er hier ein. „Die mildreiche Güte eines Hoch-Edlen Gestrengen Rathes, des Hoch-Ehrwürdigen Ministerii, ingleichen des Werthen Kauffmanns und Bürgerschafft" nahm sich seiner an und gewährte ihm und seinen Angehörigen für die Zeit seines Exils nicht nur Wohnung, sondern auch zulänglichen Lebensunterhalt. Weil er aber noch vier unerzogenen Kindern ein sorgender Vater sein mußte, war er doch gezwungen, sich nach einem neuen Erwerb umzusehen. Dieser fand sich bald. Bewogen durch seinen schriftstellerischen

---

21) Siehe „Leichenpredigt des Lebens": Bericht über Männlings Wegzug von Kreuzburg.

22) Dissel, Karl: Philipp von Zesen und die deutsch-gesinnte Genossenschaft. Hamburg 1890.

Ruf traten nämlich etliche Scholaren mit der Bitte an ihn heran, poetische Kollegien mit ihnen zu halten und außerdem ihnen homiletische Unterweisungen zu geben, d. h. die geistliche Beredsamkeit sie zu lehren. Gern fand sich Männling dazu bereit und erzielte aus dieser unterrichtlichen Arbeit ein kleines Einkommen, welches seine wirtschaftliche Lage etwas erträglicher gestaltete und ihm den Mut zu weiterem Ungebeugtsein einem widrigen Schicksal gegenüber erhielt. Sein Gottvertrauen, das, wie schon im Vorangegangenen erwähnt, gerade in den Tagen „der schwersten Last" ihm immer wieder als sicherste Stütze diente, schien jetzt ins Vollkommene zu wachsen. Und es ist beinahe als ein Wunder zu bezeichnen, wie wenig er darin enttäuscht wurde, denn schon zwei Monate nach seiner Ankunft in Schlesiens Hauptstadt empfing er durch „Gottes gütige Vorsorge und den allergnädigsten Befehl Seiner Majestät Königs Friedrichs des I. in Preußen" die Berufung nach Stargard in Pommern, der er ohne Bedenken Folge leistete. Am 12. Oktober 1701 verließ er mit den Seinigen das gastliche Breslau und kam nach zwölftägiger Reise in Stettin und nach weiteren zwei Tagen an Ort und Stelle seines künftigen Wirkungsbereiches an, woselbst er sich nach Weisung der „Hoch-Löblichen Regierung" dem Generalsuperintendenten Dr. Günther Heilern zur Verfügung stellte. Von diesem wurde er am 13. November 1701 in der Augustinerkirche als Pastor hierselbst, ferner als Diakon zu St. Johann und als kgl. preußischer Garnisonprediger in sein Amt eingeführt. Damit hatte sein Lebensschifflein endlich den Hafen gefunden, in dem es sicher vor unvorhergesehenen Daseinsstürmen vor Anker gehen konnte.

Bei Erwähnung seines Wegzuges von Kreuzburg ist angedeutet worden, daß Männling auch verheiratet war. Sein erstes „Christlich Eheverbindniß" ging er ein, nachdem er bereits mehr als zwei Jahre als Pastor in Kreuzburg wirkte. Er verlobte sich mit „Jungfer Susanna Catharina, Herrn Caspar Scholtzens E. Hoch-Edlen Raths in Breßlau über die zum Commando Corporis Christi gehörige Güter wohlbestellten Amtmanns eheleibliche jüngste Tochter." Mit ihr wurde er am 20. Juni 1690 zu St. Maria Magdalena vom Inspektor Neumann „fürs Leben kopulieret." Die Ehe erwies sich nach Männlings eigenem Empfinden

als eine „vergnügte“, und sogar in den Tagen des Exils hat sie keine Trübung des harmonischen Verhältnisses beider Gatten aufkommen lassen. Gottes Segen, der in damaliger Zeit sich in großem Kinderreichtum erweisen mußte, ruhte sichtbar auf ihr, denn neun Sprößlinge gingen daraus hervor, von denen allerdings sechs vor der Zeit starben. Die übrigen drei überlebten ihren Vater und haben zu dessen großer Freude und Genugtuung in der Gemeinschaft ihrer Mitbürger ansehnliche Stellungen bekleidet.[23])

Aber das eheliche Glück Männlings sollte nicht von Dauer sein. Noch in der Blüte ihrer Jahre wurde seine treue Gefährtin[24]) krank, und nach dreivierteljährigem Siechtum spannte sie der Herr aus den Sielen, die sie durch pflichtgemäße Gefolgschaft ihrem Gatten gegenüber mit dem Joch der Ehe selber aufgenommen hatte. Vier unmündige Kinder weinten mit dem gebeugten Vater an ihrem frühen Grabe.

Der erweiterte Kreis der beruflichen Bindungen sowie die Aufrechterhaltung der Familienordnung zwangen jedoch den Trauernden bald, eine neue Gefährtin in sein Haus zu führen. Solche fand er „nach der gütigen Hand Gottes“ in der Jungfer Anna Elisabeth Schwerdtnerin, „des Herrn Paul Schwerdtners, E. Hoch-Edlen Raths der Stadt Breßlau wohlbestellten Lachs-Vogts hinterlassenen Tochter“, mit der er am 27. April 1706 in Breslau verbunden ward. Die Hoffnungen, die er an diese Ehe knüpfte, haben sich erfüllt, denn obwohl die Zahl seiner Angehörigen sich unversehens durch diese Heirat um zwei Personen mehrte, – die Mutter seiner Gattin, Frau Catharina Schwerdtnerin, geb. Peschinin, folgte nämlich den Jungvermählten in die neue Heimat nach — wurde dieser Familienzuwachs durchaus nicht als Last empfunden, legten doch die beiden Frauen ein so liebes Wesen an den Tag, daß das gegenseitige Anpassen und

---

[23]) Der älteste, Johann Caspar, wurde Pastor zu Golkowitz, Neudorf und Costau im Fürstentum Brieg, Johann Christoph war als Oberaufseher beim kaiserl. Tabaksamt in Breslau beschäftigt und Johann Christian wollte Arzt werden; er wurde in Halle am 24. März 1721 zum Doktor der Medizin promoviert.

[24]) Gestorben am 26. Juni 1705.

Einfügen in die veränderten Verhältnisse allen Beteiligten als reibungslose Selbstverständlichkeit erschien.

Auch die zweite Ehe war mit Kindern gesegnet und zwar stellten sich noch fünf davon ein, vier Söhne und eine Tochter. Aber das neue Geschlecht erwies sich ähnlich wie das frühere als nicht allzu lebenskräftig, denn drei Knaben und das Mädchen gingen wiederum den Eltern im Tode voran. Wie sehr Männling unter diesen Sterbefällen in seiner Familie gelitten hat, lassen die Worte erkennen, die er in wehmütiger Erinnerung an seine verblichenen Lieben findet, wenn er schreibt, ihr Heimgang hätte bei ihm und der trauernden Mutter „eine desto mehrere Sehnsucht" nach dem Himmel erweckt. Der einzige überlebende Sohn aus dieser Ehe, Friedrich Wilhelm, war bei dem Tode des Dichters noch nicht erwachsen und auch nicht fähig, sein Leben selber zu gestalten. Um diesen kreisen darum die sorgenden Gedanken des Vaters ganz besonders. Wie im Gebet um den Schutz des Höchsten spricht er von ihm:

„Gott aber, der soviel tausend Kinder, als der Vater über alles, versorget, wird dieses Kind guter Art nicht das erste seyn lassen, das er verlassen sollte, sondern ich bin gewiß versichert, daß er ihn zu Ehren machen und ihm sein Heil zu seiner Zeit zeigen werde. Amen, das soll und wird geschehen."

Abgesehen davon, daß größte Bangigkeit um das Schicksal seines Jüngsten in diesen Worten zum Ausdruck kommt, sind dieselben auch ein sicherer Beweis für das felsenfeste Gottvertrauen, welches als auffälligste Tugend im Charakterbilde Männlings leuchtet und sich unverändert stark bei ihm erhalten hat, wenngleich in diesem Falle der eigentliche Anlaß zu seinem unentwegten Bauen auf Gott eine besondere Zuneigung zu seinem Jungen war. Der kleine Friedrich Wilhelm hatte es nämlich unbewußt verstanden, des Vaters Aufmerksamkeit in gesteigertem Maße auf sich zu lenken und durch eine seltsame Gewohnheit ihm vor allen andern lieb und teuer zu werden. Alle Abende, wenn er zu Bett gehen wollte, sprach er in kindlicher Frömmigkeit den Vater um seinen priesterlichen Segen an und erhielt ihn auch regelmäßig. Ein solches Verhalten mußte auf das Gemüt des alternden Mannes einen tiefen Eindruck machen und seine Freude an dem so vorteilhaft veranlagten Kinde außerordentlich beleben,

wie auch Schmidt[25]) bekundet, der über diese Angelegenheit folgendes zu berichten weiß:

„Es hat dieses gute Bezeugen eines so wohl gearteten Knabens bey dem Seel. Mann eine große Liebe gegen denselben erwecket. Gott lasse alle die Seegen an ihm bekleiben und rüste ihn aus mit allem Guten."

Das innige Verhältnis zu seinem jüngsten Sohne hat in dem Werke des Dichters nirgends einen sichtbaren Abdruck erfahren. Männling gibt sich in dieser Haltung nicht anders als alle Barockpoeten, bei denen eine natürliche Wechselbeziehung zwischen Erleben und Dichten nur selten nachgewiesen werden kann, obwohl die Menge seiner Arbeiten gerade das Gegenteil als naheliegend erscheinen ließe. Dazu kommt, daß seine Schaffensfreudigkeit bis ins hohe Alter sich beinahe ungebrochen erhalten hat und damit die Stargarder Periode zu einem Lebensabschnitt wird, dessen besonderes Kennzeichen eine ungewöhnliche schriftstellerische Fruchtbarkeit bildet. Es ist geradezu erstaunlich, zu erfahren, wie unser Dichter trotz aller Ablenkung durch seine priesterlichen Ämter, trotz seines bei der Befriedung der ihm anvertrauten Gemeinde[26]) aufgewandten Mühens um die Erhaltung des eigenen seelischen Gleichgewichts, diesem notwendigen Erfordernis zu gedeihlichem literarischen Wirken, noch soviel Fähigkeit aufbrachte, um im Dienste seiner Muse ein brauchbarer Jünger zu sein. Freilich rächte sich die Überspannung der Kräfte in zeitweiligen Unpäßlichkeiten und kleineren Krankheiten, aber seine gute Natur sowie sein Maßhalten in Dingen des Genusses und vor allem kluge Beobachtung einer ihm bekömmlichen Diät behüteten ihn lange vor schlimmeren Folgen, bis ihn im 63. Lebensjahr ein ruhrähnliches Leiden überfiel, das seiner Umgebung ernsthafte Sorgen bereitete. Mit viel Glück gelang für dieses Mal noch die Heilung des Übels.

---

[25]) Schmidt, a. a. O. p. 1. Er hat die von Männling selbst verfaßte Biographie nach dessen Tode vollendet.

[26]) Seine berechtigten Ansprüche an die Stargarder Bürgerschaft wegen Abwendung der drückendsten Nahrungssorgen lösten mehrfache Streitigkeiten aus. Siehe Kgl. Kabinettsorder vom Okt. 1702, vom 14. März 1703, vom 23. Juli 1703, vom 1. Dez. 1703 im Staatsarchiv Stettin Rep. 33 a M. 2. N. 118; ferner Verhandlungen zwischen dem Konsistorium und dem Rate der Stadt 1716/17/18 im Staatsarchiv Stettin Rep. 33 a M. 2. N. 319!

Aber der Erfolg sollte nur ein vorübergehender sein, denn zwei Jahre später trat dasselbe Gebrechen abermals auf und wurde nach zeitweiliger Besserung durch die Unachtsamkeit des Patienten so bedenklich, daß die Erkenntnis von seiner bevorstehenden Auflösung dem Kranken nicht länger verborgen bleiben konnte.

„Den 3. Juli tags vor seinem Ende ließ er seinen im Leben herzlich geliebten Kollegen Tit. Herrn Generalsuperintendenten Schmidt", wie dieser selbst berichtet, „zu sich bitten, hat ihn um die Leichenpredigt . . . .[27]), vertraute ihm noch eine und andere Sachen und nahm von ihm unter vielen Tränen, die auf beiden Seiten vergossen wurden, recht beweglichen Abschied. Eben desgleichen tat er mit allen denen Seinigen, segnete sie sämtlich ein und sagte sondern zu den beiden Söhnen, er überließe sie der Vorsorge eines besseren Vaters im Himmel."

Die Schwachheit nahm indessen immermehr zu, so daß er des Morgens darauf „(am 4. Juli 1723) um 4 Uhr in eine Ohnmacht verfiel; als er nun mit Schlagessenzen und anderen Medikamenten ermuntert ward, sagte er, es sei nur eine starke Ohnmacht, die ihm zugestoßen. Er rief hierauf den Herrn Doktoren zu sich mit dem Befehl, ihm etwas vorzubeten, welches auch geschehen, erwiderte aber hierauf, wie er zu laut betete, er könnte Gott sei Dank nun mehro wieder wohl hören. Indessen wandte er sich auf die andere Seite, und als ihn der Herr Doktor fragte, ob er etwas verlangte, gab er zur Antwort, er wolle sich zur Ruhe begeben, seufzte hierauf mit gefalteten Händen sehr andächtig, unter währendem Seufzen aber holte er noch ein paar Mal Atem, worauf das Lebenslicht sanft ausging. Die Zeit aber seiner Wanderschaft in dieser Welt sind gewesen 65 weniger ein Vierteljahr."

Nach dem Zeugnis jener, die ihn kannten, war Männling in Ausübung seines Berufes stets bemüht, der „Regul des Heilandes"[28]) zu leben. Mit allem Fleiß hat er sich davor gehütet, weder durch seine Lehren noch sein Handeln irgendwelches

---

[27]) Ist im Druck nicht zu entziffern.

[28]) Schröttgen, Christian: Das Leiden eines guten Streiters Jesu Christi... Stargard s. a. Schöttgen war bei Männlings Ableben Rektor und Professor publ. am Groningianum zu Stargard.

Ärgernis zu geben. Armen und Reichen war er in gleicher Weise ein liebevoller Ermahner und Tröster, ohne dabei das Verlangen zu spüren, über deren Gewissen herrschen zu wollen. Vor allem hat ihm, wie er selbst zugibt, seine Arbeit als Prediger am Herzen gelegen, und sicher ist es neben der charakterlichen Güte nicht zuletzt der Macht seines Wortes zuzuschreiben, daß die Lücke, die sein Tod in den Kreis seiner Gemeinde, Freunde und Verwandten riß, eine empfindliche werden mußte. Das beweisen die vielen Nachrufe[29]), die dem Verstorbonen gewidmet wurden. Nicht nur seine nächsten Angehörigen, nein, auch jene, die beruflich und gesellschaftlich zu ihm Beziehungen hatten, ließen es sich nicht nehmen, neben der konventionellen Bekundung ihrer Trauer Klagegedichte zu verfassen und als Zeichen der Verehrung für den Toten im Druck der Nachwelt zu überliefern. Freilich ist dabei zu berücksichtigen, daß solche Grabdichtung als ein Brauchtum der Zeit gedeutet werden muß, dem zu dienen der Gebildete sich gern bemühte, wenn ihn nur ein glückliches Geschick zum Musenjünger auserkor. Doch was wir hier vor uns haben, hat mit jener Gelegenheitspoeterei insofern nur bedingtermaßen zu tun, als es sich dabei um eigene, tief empfundene Arbeiten dankbarer Leidtragender handelt und nicht um hohle Machwerke von Fremdlingen, denen das Streben nach klingendem Lohn, nach Ruhm oder auch nur die Freude am Poetisieren über dem Verlangen stand, in irgendwelchen seelischen Kontakt mit dem ideell noch schwingenden Wesen des Verblichenen zu treten. Wie ehrlich die Unruhe aber war, die der Heimgang des Predigerdichters in die Welt seines Wirkungsbereiches getragen hat, weiß am besten wiederum Schmidt zu schildern. Er schreibt über die Betroffenheit des Männlingschen Bekanntenkreises:

„Es klagen die hiesigen Herren Ministeriales, daß sie einen lieben Collegen, die, so mit ihm Freundschaft gehalten, einen aufrichtigen Freund, und die gantze Gemeine, daß sie einen unverdrossenen und treuen Seelsorger verlohren."

Eine Würdigung der künstlerischen Qualitäten des Verstorbenen bringt die Leichenpredigt des Lebens nur durch die im

[29]) Die Breslauer Stadtbibl. besitzt acht dieser Nachrufe. Sie sind der Männlingschen Leichenpredigt des Lebens angefügt.

Anhang befindlichen Nachrufe. Nach ihren und des Dichters eigenen Angaben sowie denen seiner Biographen stellt sich die literarische Gesamtleistung Männlings in folgendem Umfange vor:

## Männlings Werke [30])

**I. Sentenzen- oder anekdotenartig angelegte Sammelwerke.**

a) Exzerpierende Schriften:

*1. Arminius enucleatus, Stargard und Leipzig 1708.
*2. Lohensteinius sententiosus, Breslau 1710.
3. Dapperus exoticus, Frankfurt und Leipzig 1717/18.
4. Indianisches Raritäten-Cabinett. [31])

b) Enumerierende Schriften:

1. Denkwürdige Curiositäten derer . . . abergläubischer Albertäten, Frankfurt und Leipzig 1713.
2. Auserlesenster Curiositäten Merkwürdiger Traumtempel, Frankfurt und Leipzig 1714.
3. Curiositäten-Alphabet, Breslau 1720.

**II. Unterrichtswerke.**

1. Europäischer Parnassus, Wittenberg 1685.
*2. Europäischer Helikon, Stettin 1704.
*3. Poetisches Lexikon, Frankfurt und Leipzig 1715, zweite Auflage 1719.
*4. Expediter Redner, Frankfurt und Leipzig 1718.

**III. Gebetbücher und ähnliche der Erbauung dienende Schriften:** [32])

1. Geistliche Sabbaths-Erquickstunden, Brieg 1694. [33])
2. Der gerechte Abel, Frankfurt und Leipzig 1702.

---

[30]) Mit Rücksicht auf Zahl und Umfang der Männlingschen Schriften wurde in der Arbeit nur auf die für das Schaffen des Dichters charakteristischen, hier mit * bezeichneten Werke näher eingegangen.

[31]) Nicht nachweisbar. Nach Hildebrandt (Verzeichnis der Hirten nach dem Herzen Gottes) ist das Indianische Raritäten-Cabinett ein Auszug aus Erasmi Francisci Staats- Garten- und Sitten-Spiegel.

[32]) Stoffgebiete gleicher Art behandelt später der „Poetische Blumengarten."

[33]) Nr. 1 nicht nachweisbar.

3. Geistlicher See- und Meer-Compaß, Teil 1 und 2, Stettin 1706.
4. Betender Kirchgänger, Stettin 1716.
5. Evangelische Andacht, Stettin 1716.
6. Gebetbuch für Schiffer.[33])
7. Der betende Seelsorger.
8. Morgen-, Abend- und Bußperle.[34])
9. Der würdige Communicant.
10. Die Krone der Alten.
11. Der betende Ackersmann.

**IV. Leichenreden[35]) und Grabgedichte:**

1. Schaubühne des Todes oder Leichenreden, Wittenberg 1692.
2. Grabmahl der Ehren, Stettin 1709.
* 3. Trauerzypressen, enthalten im Poetischen Blumengarten, Breslau 1717.

**V. Gelegenheitsdichtung:**

Hierunter können teilweise auch die unter III und IV genannten Schriften gerechnet werden.

a) Geistliche Dichtung:

1. Der bußfertige Zöllner, Buß- und Kommunionoden und -lieder. Breslau 1692.
2. Besungenes h. Christ-Fest, das ist Geistliche Oden und Lieder, Oels 1700.
2. Heilige Lieder, dem Drey-Einigen Gott zu Ehren, Stettin 1716.
* 3. Himmelblaue Hiacynthen, enthalten im Poetischen Blumengarten, Breslau 1717.

b) Weltliche Dichtung:

* 1. Die angenehme Amaranthen oder Vermischte Freudengedichte . . . nebst sonderbaren Oden, enthalten im Poetischen Blumengarten, Breslau 1717.

---

[33]) Nr. 6—11 nicht nachweisbar.

[34]) Es handelt sich hierbei um eine Sammlung von Oden und Liedern, wie Männling im Europ. Helikon auf p. 153 selbst angibt.

[35]) Solche bearbeitet auch der „Expedite Redner."

* 2. Die lieblich-riechende Anmuthsrosen, das sind Eh- und Hochzeits-Gedichte, enthalten im Poetischen Blumengarten, Breslau 1717.
3. Der vertheidigte, beliebte und gelobte Postillon-Reuter, Dresden 1688.[36])

Außer diesen Schriften werden von den Biographen Männlings noch viel einzelne Gedichte genannt wie „Die beliebte Tabea", „Des alten Sachsen Heil und Brandenburgs neues Glücke", „Der leidende Jesus" in Versen und andere.

**VI. Schuldramen und poetische Schauspiele:**[37])

1. Des Jephtae Tochtermord.
2. Der ungeratene Absalon.
3. Die Sizilianische Argenis.
4. Die Glorwürdige Königskrone.

---

[36]) Nicht nachweisbar. Betreffende Angabe ist nur bei Koelling (Presbyterologie) zu finden.

[37]) Nr. 1—3 nur einmal von Schülern des Stargarder Groeningianum aufgeführt. Im übrigen sind die Schuldramen nicht veröffentlicht worden. Ebensowenig war ihr Originaltext zugänglich, nur die deutsche Inhaltsangabe mit Personenverzeichnis durch das Staatsarchiv Stettin: Pomeranica Civitatensia. Vd. II F F F Nr. 11. Nr. 4 ist nicht nachweisbar.

# Arminius enucleatus.

Schon in den Jahren seines Wittenberger Aufenthaltes hat Männling durch zahlreiche Gelegenheitsdichtungen nach dem Vorbilde der Zweiten Schlesischen Schule Beachtung und Anerkennung sich bei den Zeitgenossen erringen können. Seinen schriftstellerischen Ruf der Nachwelt zu überliefern, gelang ihm aber erst durch die Herausgabe des „Arminius enucleatus".

So wenig dieses Werk mit der Vervollständigung des Lohensteinschen Romantorso zu tun hat oder, nach des Autors Worten, als entscheidender Maßstab für die Kritik seines eigenen literarischen Könnens gelten darf,[38]) hat es doch seinen Namen mit dem eines der bedeutendsten Schlesier fest verbunden und damit ihn und sein Schaffen vor dem Schicksal der Vergessenheit bewahrt.

Beim Forschen nach den ursächlichen Zusammenhängen zwischen Lohensteins „Arminius" und dem „Arminius enucleatus" mag nun diese Tatsache wie von selbst zur Annahme einer wohlerwogenen Absicht Männlings führen, sich in dem Lichte seines großen Vorbildes zu sonnen. Demgegenüber verdient jedoch die Feststellung besondere Beachtung, daß der Roman „Arminius", den Erich Schmidt[39]) in derber aber treffender Weise als einen „ungeheuren Speicher für Lohensteins unübersehbare Lesefrüchte", und mit Eichendorffs Worten als „ein dickleibiges Conversationslexikon, eine tollgewordene Enzyklopädie" bezeichnet, sowohl

[38]) Vorrede zu „Arminius enucleatus" s. p.: „Ich habe an dieser Arbei nichts mehr Teil als die Mühe des Exerpirens..."

[39]) Erich Schmidt, A. D. B. Bd. XIX, p. 125.

nach seinem Umfang als auch nach der ganzen Art seiner Fassung einem Lohenstein-Verehrer, wie es der Stargarder Dichterprediger gewesen ist, den Gedanken an eine auszugsweise Bearbeitung geradezu aufdrängen mußte. Wie sehr dieses Moment in erster Linie treibender Beweggrund war, finden wir in der Vorrede zum Arminius-Exzerpt bestätigt, wo es heißt, „es werde manchem curieusen Gemüthe ein favorabler Dienst hiermit geschehen/ absonderlich der den großen Arminium zu erkauffen nicht vermögend ist/ noch Zeit und Gelegenheit hat ihn durch zu blättern . . .". In dem Titel, der in echt barocker Manier an weitschweifiger Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, ist ein ähnlicher, wenn auch nicht so deutlicher Hinweis nach dieser Blickrichtung gegeben. Dort liest man nämlich:

Arminius enucleatus.
Das ist:
Des unvergleichlichen
Daniel Caspari
von Lohenstein/
Herrliche Realia, Köstliche Similia,
Vortreffliche Historien / Merkwürdige Sententien, und sonderbare Reden.
Als
Köstliche Perlen und Edelgesteine aus dessen
deutschen Taciti oder Arminii
Ersterem Theile.
Mit fleiß dehnen Liebhabern der Deutschen
Wohl-Redenheit /
Nebst einem vollkommenen Register zusammen getragen
Von
M. Joh. Christoph. Männling.
B. S. P. L. C. P. S.
Mit Königl. Poln. und Chur-Fürstl. Sächsischen Privilegio.

---

Stargard und Leipzig
Bey denen Gebrüdern die Ernsten/ und Johann Michael Jenisch/ Buchhändler. 1708.

Hier ist es also die Qualität des Inhaltes sowie seine Zweckbestimmung, die als Ursache für die Entstehung des Werkes angegeben wird.

Wie aus dem Titeltext hervorgeht, hat die Arbeit gemäß der Gliederung ihres Originals noch einen zweiten Teil. Selbiger trägt die gleiche Aufschrift wie der erste und zeigt auch dasselbe Erscheinungsjahr, nur ist sein Umfang bei 584 Druckseiten im Oktavformat ohne Register um ungefähr 90 Seiten geringer. Beide Stücke haben in einem Bande Aufnahme gefunden. Die Herausgebertechnik um 1700 hat dem Zeitgeschmack entsprechend am Anfang des Buches die Einfügung eines Titelkupfers veranlaßt, das in sympolisierender Art die Köstlichkeit des Inhalts andeuten soll. Man sieht auf dem Bild vor einer exotisch anmutenden Landschaft eine in Ausdruck und Haltung vornehm wirkende Frauengestalt. Auf einem Tische vor ihr liegt das herrlichste Geschmeide ausgebreitet. Während die glitzernden Perlenketten und Edelsteine leicht durch die zierliche Hand der Dame zu gleiten scheinen, steht sie selbst mit versonnener Befangenheit im Anblick dieser unvergleichlichen Kleinodien vertieft. Das Ganze wird von einer in den Wolken schwebenden Krone wirksam überstrahlt.

Der Verfasser hat die beiden Teile seines „Arminius enucleatus" seltsamerweise verschiedenen Personen zugedacht; daß der erste einem direkten Nachkommen Lohensteins, nämlich dessen Tochter, der „Wohlgeborenen Frauen Helena von Schmettauen" und ihrem Gatten gewidmet wurde, ist ohne weiteres verständlich. Gesucht erscheint jedoch die Zuschrift des „Andern Theils" an Herrn „Joh. George Rösern / S. S. theologiae Doctori" etc. und Herrn „Joachim Friedrich Schmidt der heil. Schrifft Hoch-berühmten Doctori" etc., die mit Lohenstein sicher keine anderen Beziehungen hatten als eine aufrichtige Bewunderung für die Leistungswucht seines dichterischen Könnens und deswegen an fraglicher Stelle verewigt werden, weil der Herausgeber im Nachgehen einer Modeforderung glaubte, die „Geneigtheit zuversichtlicher Gönner und hoher Freunde" sich erhalten zu müssen. Jedenfalls findet sich im ganzen begleitenden Text zum „Arminius enucleatus" keine andere Begründung für diese Maß-

nahme, die darum nur aus dem Zeitempfinden heraus zu verstehen ist.

Jedem der beiden Teile wird außer der Widmung eine längere Zuschrift beigegeben. Diese wie auch die angehängten Vorreden an den „freundlich geneigten Leser" konstruiert Männling unter mächtigem Ausholen innerhalb der weit gesteckten Grenzen seines Gelehrtenwissens geradezu als Musterbeispiele marinistischen Schwulstes. So leitet er die erste Zuschrift mit den bezeichnenden Worten ein:

„Was Artemisia vor ein lebendig Grabmahl ihrem geliebten Mausolo aufgerichtet/ welches auch die Kostbarkeit des künstlich erbaueten Mausolei wie das Gold den Meßing/ der Demant das Glaß/ das reiche Peru die Arabische Sand-Wüsten/ und der Tag die Nacht übertraf/ indem sie dessen verbrandte Asche mit dem Perlen-Wasser ihrer heißen Thränen vermischt/ ihren täglichen Labetrunk seyn ließ / umb auf diese art den Todten in sich einzuscharren und wie Tancredo das Hertz Guiscardi in ein güldenes Grab/ sie ihren Mausolum, welcher ihr im Leben über alles das Vollkommenste gewesen/ unter ihr Hertz zu legen sich auf diese weise bemühete" . . . usw.

Ähnlicher Schreibweise befleißigt er sich auch in den beiden Vorreden. Von diesen Ausführungen, die mit geistvollen Redewendungen und Pointen nach Art der Schlesier des Hochbarock geschickt durchwirkt sind, interessieren besonders die Bemerkungen über seine Stellungnahme zu Lohenstein, sowie seine dichterische Haltung überhaupt. Für eine solche Beurteilung verrät er in Fortsetzung des obigen Beispiels folgendes:

„Ich gestehe, daß das süße Andencken des Seeligen Herren von Lohenstein so hoch Schätzbahr bey mir beygesetzt ist, daß mir dies noch angenehmer sollte seyn/ als Alexandro M. die gewünschte Belebung Homeri."

Welche Bewunderung für den Meister er in sich trägt, bezeugt er einige Zeilen weiter mit den Worten:

„Es ist . . . . auch in langer Zeit nichts größeres und nützlicher gebohren . . . als durch die in Nimptsch Anno 1635 den 25. Jan. geschehen Geburt des erwehnten Herrn von Lohensteins/ aber auch nichts größeres und nützlicheres verlohren worden/ als 1683 den 28. April durch dessen Tod."

Noch lauter klingt sein Lob in der Vorrede des 1. Teiles, wo es heißt:

„Der unvergleichliche Herr Daniel Caspar von Lohenstein/ welcher eben so wenig als der Phönix/ . . . . seines gleichen gesehen und angetroffen hätte bey Leben verdient gehabt/ in den Tempel der Unsterbligkeit gesetzt zu werden/ weil er/ wie ein tapfferer Fürst von ihm zu reden pflegte allein mehr Weißheit von der gütigen Natur empfangen, als der Nil Seegen von Himmel sein Land fruchtbar zu machen massen was von Chrysostomo gesagt wurde es hätten ihm guldene Ketten aus dessen Munde gehangen das kan von unserm berühmten Lohenstein gelten weil was bey den Frantzosen Balsatzius, bey den Spaniern Gratianus, bey andern Gräffius, Morhof etc. gewesen / das war bey den Schlesiern dieser / so gar daß eben der berühmte Morhof im Unterricht zur teutschen Sprache und Poës. Cap. 9 p. 391,392 und C. 16 p. 669 recht gelehret von ihm urtheilet: Er sey größer und höher, als daß sein Lob eine Seite solte fassen."

In diesem Tone fährt er fort und bringt, nachdem er Lohensteins Verdienst speziell dem Können der „übersichtigen Italiener" gegenüber ins vorteilhafteste Licht gerückt hat, zur Bestätigung seines Urteils kritische Aussprüche berühmter Zeitgenossen, wie z. B. des „sattsam bekannten" Hallenser Professors Christian Thomas, der in seinen „Freymütigen Gedanken über allerhand neue Bücher" vom Jahre 1689 sagt:

„daß er kein Buch in der Welt wisse darinnen er soviel Gelahrheit beysammen angetroffen/ als in der Thusnelda, und daß er keinen Roman gelesen/ der mehr nachsinnen gebrauche als der Arminius."

Beachtlich für die Wertung seines Vorbildes ist ihm auch die Meinung des „bey der gelehrten und Curieusen Welt höchstberühmten Herrn Johann Sinapius, wohlverordneter Rector der Fürstl. Schule und Bibliothecarius" zu Oels. Dieser gibt in seiner Olsnographie P. I, p. 680 gleichfalls ein „nettes Iudicium" über Lohenstein ab.

„Er sey ein perfecter Redner / sinnreicher Poët, unvergleichlicher Historicus, accurater Philosophus" und „trefflicher Jurist gewest."

Nicht minder wichtig erscheint dem Verfasser der Abdruck dessen, was die Acta eruditorum Lips. An. 1689 vom Monat Mai auf p. 287 hierzu zu melden wissen:

„Lohensteins Teutscher Arminius entziehe allen andern Sprachen den Preiß und Krone/ den wie seines gleichen kaum in Teutschland anzutreffen/ also verdunkelt er der Italiener und Spanier Inventiones mit seiner zierlichen Anmuth und anmuthigen Vollkommenheit."

Im Anschluß daran bespricht Männling Umfang und Inhalt des Arminius und bezeichnet diesen nicht nur als ein „Buch zur Staatsklugheit" mit geschickten Anweisungssätzen, Regeln und „Exempeln für Fürsten", sondern auch als eine Fundgrube unerschöpflicher Gelehrsamkeit, darin die

„Hn. Theologi ihre Patres, die Hn. Physici ihre curiosa, die Hn. Medici ihre Arcana, die Hn. Politici ihre staatsweisen Rathgeber"

wiederfinden würden. Den Dichter selbst aber vergleicht er mit Rücksicht auf sein Werk als einen „Oceanus oder Meer, das nicht Tropffen von sich rinnen lasse/ sondern sie in gantzen Bächen ausschütte."

Es kann nach einer solchen Beurteilung Lohensteins und seines Arminius nicht mehr wundernehmen, daß, wie schon eingangs erwähnt, Männling zu einer auszugsweisen Bearbeitung dieses Mammutromans geradezu gedrängt wurde. Nach seinen eigenen Angaben hat er sich schon in jüngeren Jahren mit der darin enthaltenen „Erudition" beschäftigt. So verlockend nun der Gedanke ist, hinter dieser Bemerkung das Eingeständnis für die Autorschaft der Vervollständigung bezw. Zuendeführung des Arminiusoriginals zu suchen, findet sich doch an keiner Stelle seiner Schriften ein unanfechtbares Argument für diese Annahme. Selbst eine eingehende Untersuchung des Männlingschen Stiles im Vergleich zum Stile Lohensteins gibt nicht die Mittel für eine absolut sichere Beweisführung dieser These in die Hand.

Als Grund für die Drucklegung des Arminius-Exzerptes nennt der Verfasser das Verlangen einiger Freunde und Gönner danach. Dabei spielt er aber wie viele Barockdichter mit anerkennenswerter Geschicklichkeit auf die eigene Demut an, derzufolge er „wie der Amerikanische Baum Cacao mehr den Schatten der

Einsamkeit' als die Sonne des gläntzenden Ruhmes suche." Zu seiner Ehrenrettung sei jedoch nicht verschwiegen, daß er gleichsam in einem Atemzuge mit der bewußten Erwähnung seiner Bescheidenheit auf die Größe seines Meisters hinweist," damit derjenige der dieser Worte und Reden Vater ist/ bey solcher uns hinterlassenen herrlichen Erbschafft unvergeßlich und unsterblich möge werden." Dessen ungeachtet ist er sich des Wertes seiner Arbeit wohl bewußt, denn abgesehen von ihrer Empfehlung als Wegweiser zur Ausschmückung von Leichreden und Hochzeitsgedichten gegen Schluß der ersten Vorrede, gibt er in jener zum zweiten Teil eine gedrängte Zusammenstellung ihrer Vorzüge und läßt keine Unklarheit über seine eigene Einstellung ihr gegenüber, wenn er sagt:

„Ich will den Ruhm mit andern Worten unserm Arminio zu legen daß darinnen anzutreffen (1) ein Vergnügen ohne Eckel wegen der süßen Annehmlichkeit (2) ein Reichthum ohne Ende wegen der vielen Realien und (3) eine Erndte ohne Mühe wegen der zusammen gesuchten Curiositaeten."

Die Richtigkeit einer solchen Beurteilung seines Buches wird dem kritischen Leser unserer Zeit mit Rücksicht auf das „Vergnügen ohne Eckel wegen der süßen Annehmlichkeit" allerdings nicht ohne weiteres einleuchten, schreckt doch Männling nicht davor zurück, in seinem „Arminius enucleatus" auch den oftmals widerwärtigen Ergüssen Lohensteinscher Erotik, wenn gleich in nüchterner Darstellung, breiteren Raum zu gewähren. Diese Tatsache der Anführung unästhetischen Stoffes berührt angesichts seiner beruflichen Stellung als Prediger und Seelenhirt nicht ganz sympathisch, findet aber in der charakteristischen Inkonsequenz zwischen Lebenshaltung und Schrifttum fast aller Schlesier des Hochbarock und dem Streben des Verfassers nach restloser Vollständigkeit des Auszuges eine ausreichende Entschuldigung.

Bei der Gliederung seines Exzerptes hat sich Männling genau an den Lohensteinschen Arminius gehalten. Grund für diese Maßnahme war ihm die Ermöglichung eines raschen Auffindens der verschiedenen Stellen im Originaltext. Diesem entsprechend zeigt der „Arminius enucleatus" eine Einteilung der beiden eingangs erwähnten Hauptteile in je eine Vorrede und neun Bücher.

Innerhalb der einzelnen Bücher werden die „herrlichen Realia und vortrefflichen Historien“ so wiedergegeben, wie sie im Original der Reihe nach anzutreffen sind. Zum Überfluß sind auch noch die Seitenzahlen beigefügt. Mit äußerster Knappheit erfolgt die Fassung der Notizen. So ist keine derselben länger als zwei Druckseiten im Oktavformat gehalten, die kürzesten dagegen haben nur einen Umfang von zwei Zeilen. Welche Stoffgebiete dabei zur Erwähnung gelangen, ist weiter oben mit der Bezeichnung des „Arminius“ als einer Fundgrube unerschöpflicher Gelehrsamkeit bereits angedeutet. Zur Abrundung des Gesamteindruckes der Männlingschen Arbeit soll nur noch die Textprobe einer Seite aus dem fünften Buche des ersten Teiles dienen.[40]) Diese zeigt folgendes Bild:

| | |
|---|---|
| Land bezwingen. wie? | Cyrus Kunst-Stück war/ womit er die Lydier bezwungen und gebändigt/ daß er ihnen Pferde und Waffen nahm/ hingegen Wirths- und Huren-Häuser aufgerichtet. Und Aristodemus that es an den Gumanern, als er die Bürger-Söhne biß ins 20. Jahr im Frauen-Zimmer/ unter Bisam und Balsam/ erzog/ welche zuvor schon im 10. in das staubichte Lager genommen worden p. 613. |
| Frembde Künste schaden. | Cato sagte/ Rom hätte seine Freyheit verlohren/ als die Künste der Griechen bey ihnen Bürger-Recht gewonnen. Ja er brachte zu wege/ daß 3. beruffene Griechische Redner alsofort wieder nach Hause geschickt worden. p. 613. |
| Furcht | Furcht nimbt auch die Tapffern/ wie der Krebs die gesunden Glieder/ nach und nach ein. p. 614. |
| Rose ohn Dornen Blumen-König | Die in Chunking wachsende Blume Meutang, ist eine weißlichte mit Purpur vermischte überaus große und aller Dornen befreyte Rose/ welche die Sinenser für die Königin der Blumen halten. p. 614. |

In dieser Art stellt sich der gesamte Inhalt des Werkes dar. Wer auf Grund des bombastischen Titels geneigt ist, mehr darin zu suchen, wird beim Durchblättern dieser umfangreichen Schrift sich eines Gefühls der Enttäuschung nicht erwehren können, sofern er nicht durch die vielen Notizen zur Schaffung eines „Vergnügens ohne Eckel“ in die vom Herausgeber gelegten Gefühlsbahnen willenlos abgedrängt wurde. Daß diese Gefahr besteht, ist bei der Mannigfaltigkeit des gebotenen Stoffes durchaus möglich. Der literarische Wert des Buches ist jedoch gering. Nur der Kulturhistoriker kann an ihm eine gewisse Befriedigung finden.

[40]) Arminius enucleatus, p. 344.

# Lohensteinius sententiosus.

Der Erfolg, den Männling mit seinem „Arminius enucleatus“ bei Landsleuten und Ausländern erzielte,[41]) war die Ursache zur Anlage eines neuen Werkes ähnlicher Art, dem „Lohensteinius sententiosus“, oder wie sein vollständiger Titel lautet:

Lohensteinius sententiosus,
das ist:
Des vortrefflichen
Daniel Caspari
von Lohenstein/
Sonderbahre
Geschichte/ curieuse Sachen/
Sinn-reiche Reden / durchdringende
Worte / accurate Sententien, Haupt-kluge
Staats- und Lebens-Regeln/ und andere be-
findliche Merkwürdigkeiten/
aus dessen sowohl
Poetischen Schrifften
und Tragoedien,
als auch
Lob-Reden/ und andern ihm zuste-
henden gelehrten Büchern/
Wie aus einem verborgenem Schatze
zusammen colligiret/
Und der gelehrten Welt zur Vergnügung/
Der Jugend zum nützlichen Gebrauch
Nebst einem vollkommenen Register
ans Tage-Licht gestellt von
M. Johann Christoph Männling /
B. S. P. G. C. P. p. t. S. T. A.,,

---

Breßlau / bey Joh. George Stecks sel. Wittib. 1710.

---

[41]) Lohensteinius sententiosus, Vorrede für den Leser, 3. Abschnitt, s. p. „Gott und die edle Zeit als die vollkommenste Werckmeister welche dessen „Arminium enucleatum“ haben helfen an das Tages Licht bringen und dermaßen gesegnet, daß nicht allein die auffrichtigen Patrioten und Landes-Leute / sondern auch geneigte Ausländer die erste Auflage begierigst erhandelt...“

Die Widmung dieser ebenfalls umfangreichen Schrift wendet sich an die Adresse „des Hochgeborenen Herrn/ Herrn Frantz Bernhard/ Freyherrns von Lichnowsky und Edlen Herrn von Woßtzintz/Herrns auf Kuchelna/Pietz/Tzepantowitz/Köberwitz/Borutin/Rohow und Bo!eslau etc. Hoch-Fürstl. Lichtensteinischen Raths/ und des Fürstenthums Jägerndorff Hochbestallten Lands-Hauptmannes“ sowie an dessen Gattin und Söhne, denen er in der folgenden Zuschrift sein Buch besonders empfiehlt wegen der darin enthaltenen Wissenschaft, durch welche die Tugenden aufgemuntert, die Laster aber, wie Sokrates sagt, durch nichts besser getötet werden. Nachdem er eine schwülstige Lobeshymne auf den Adel des Lichnowskyschen Geschlechtes gesungen und die Widmung mit den vielen Beweisen empfangener Gunst begründet hat, leitet er in der Vorrede an den „Höchst-geneigten Leser“ in die ihm besser liegende Melodie eines Lobgesanges an seinen Meister über, welche diesmal noch emphatischer klingt als im Arminius enucleatus. So preist er den unvergleichlichen Wert der Lohensteinschen Schriften, die auf einer Seite „mehr Safft und Krafft“ enthielten als Hermes in 20 000 und Epicur in 300 Büchern. Lohensteins Bienenfleiß wird rühmend erwähnt, er selbst mit Seneca verglichen, ja sogar der Ehrenname eines schlesischen Orpheus und deutschen Sophokles ihm beigelegt. Als Beweis dafür, „wie hoch sein Aestim in dem fremden Horizont unterschiedener gelehrter Ausländer gestiegen“ ist, teilt Männling mit, „daß sie einige seiner Schrifften in ihre Muttersprache zu übersetzen/ und unter ihre Singularität einer geheimen Manuscript-Bibliothek zu stellen/ sich nicht geschämt.“

Den Stoff zu seinem neuen Werk liefern diesmal Lohensteins lyrische Gedichte und Dramen. Die Heldenbriefe sind darin ohne Berücksichtigung geblieben. Ebenso wenig findet sich hier eine Wiederholung der in dem „Arminius“ enthaltenen Realien. Dem Inhalt gemäß gestaltet sich die Gliederung des Werkes. Dasselbe behandelt der Reihe nach folgende Schriften Lohensteins:

**A. Lyrische Schriften:**

1. Blumen, p. 1—30.
2. Himmel-Schlüssel, p. 31—34.
3. Geistliche Gedancken, p. 35—38.
4. Hyacinthen, p. 39—47.

**B. Dramen:**

1. Sophonisbe, p. 48—82.
2. Cleopatra, p. 83—178.
3. Ibrahim Sultan, p. 179—244.
4. Ibrahim Bassa, p. 245—248.
5. Agrippina, p. 249—289.
6. Epicharis, p. 290—335.

**C. Schriften unterschiedlichen Charakters:**

1. Erleuchteter Hof-Mann, p. 335—337.
2. Lob-Rede Herrn George Wilhelms/ Hertzogs in Schlesien etc. Breslau und Leipzig 1679. 8, p. 338—381.
3. Lorentz Gratians Staats-kluger Katholischer Ferdinand, aus dem Spanischen übersetzt / von D. C. von Lohenstein/ Nebst einer Zuschrift, p. 382—411.
4. Lebens-Lauff, p. 412—416.

Am Schluß des Buches bringt ein 48 Seiten langes Register die alphabetisch geordnete Übersicht des behandelten Materials.

Der äußeren Form nach findet dieses eine ähnliche Darstellung wie im „Arminius enucleatus", wird also nicht getreu den Originalen in Versen wiedergegeben, sondern von Männling in lockeren nach Art von Aphorismen gebildeten Prosabrocken dem wissenshungrigen Leser kredenzt. Demnach ergibt sich also folgendes uns vom Romanexzerpt bereits vertrautes Seitenbild: Blumen, p. 9.

| | |
|---|---|
| „Weiße Weiber bestrickt der Frost der Liebe/ wie ihren Nord/ da hingegen was Mohren näher kommt/ das gleicht der Sonnen/ und ist heiß/ die nicht so steinern als Niobe sind. p. 31, 32. | Verliebteste Frauen |
| Nicht in einer jeden Höle brennt ein ewiges Feuer, p. 31. | Unterschied |
| Die Liebe erkenne nicht den Haß für einen Abgott. p. 32. | Haß bey Liebe. |
| Heimlich buhlen ist zwar süße/ aber selten rein. p. 33. | Heimlich buhlen schadet. |

Ein Fürst ist nicht bald ein Knecht gemeiner Ordnung. p. 34.

Nichts soll auf der Welt so frey seyn als die Ehe und Liebe. p. 34. — Ehe/Liebe frey.

Menschen und Hoffnung speisen uns wohl mit Himmel-Brodte/ aber der Zweiffel und die Furcht mischen Myrrhen drein. p. 35. — Hoffnungskost.

Der Fürsten und großer Herren Wort und Bitten sind nichts anders als Gebote. Doch folgt offt auf Gehorsam/ Reu und Unlust. p. 35. — Fürsten Bitten.

Was man erst angebetet/ das haßt offt hernach der Eckel/ und ein erst geküßter Mund der wird bald angegeiffert. p. 35. — Wechsel.

Frauenzimmer ist Granat-Aepffeln gleich/ welche man vom Porzellan endlich auf dem Mist wirfft; denn die heute ein Engel war/ ist Morgen Aas und Leiche/ weil Sarg und Braut-Bette offt kaum zwey Zoll entfernt sind. p. 35. — Frauenzimmer wem gleich.

Einfalt kommt an den Hof mit Furcht und Gefahr. p. 35.“ — Einfalt.

Nachdem bereits im Vorstehenden auf die inhaltliche und äußere bildliche Parallelität des „Arminius enucleatus“ und „Lohensteinius sententiosus“ hingewiesen wurde, kann die Bewertung der letzteren Schrift nicht mehr problematisch sein. Ihre Lektüre ist interessant, aber irgendwelche literarische Bedeutung kommt ihr naturgemäß nicht zu.

# Der Europäische Helikon oder Musenberg [42])

Wie aus den Titeln seiner zahlreichen Bücher zu schließen ist, hat sich Männling auf den verschiedensten Gebieten schriftstellerischer Arbeit versucht. Er hat auch eine Poetik geschrieben und damit einem literarischen Brauchtum Rechnung getragen, das seit Scaliger geradezu Mode geworden war. [43]) Sein Werk legt er den poesiebegeisterten Kreisen einer interessierten Gebildetenschicht mit folgender „curieusen" Aufschrift vor:

Der
Europaeische Helikon
Oder
Musen-Berg,
Das ist
Kurtze und deutliche Anweisung
zu der
Deutschen
Dicht-Kunst,
Da ein Liebhabendes Gemüthe
solcher Wissenschaft
angeführet wird,
Innerhalb weniger Wochen
Ein zierliches deutsches Gedichte
zu machen,
Aufgerichtet von
Joh. Christoph Männlingen,
Kayserl. Gekr. Poet.

---

Alten Stettin. Gedruckt bey G. Dahlen, Kgl. Reg. Buchdr. 1704 [44])

Dieser ausführliche Titel bietet die erste Handhabe für die Beurteilung des Inhaltes. Er ist nicht nur charakteristisch für die Geschmacksrichtung des Verfassers im allgemeinen, sondern auch

---

[42]) Markwardt, Bruno: Geschichte der deutschen Poetik (I. Bd. 1937) p. 323, 358, 425 f.

[43]) Borinski, Karl: Die Poetik der Renaissance, Berlin 1886, p. 14.

[44]) Der „Helikon" ist die zweite und erweiterte Auflage des „Europäischen Parnassus", der schon 1685 erschienen ist. Letzterer wird mit Rücksicht darauf nicht interpretiert.

für die Art der Gefolgschaft, zu der sich dieser hierdurch bekennt. Es läßt sich nämlich eine gewisse Abhängigkeit desselben von Zesen und den Pegnitzschäfern unschwer zwischen den Zeilen der Überschrift erraten. In seiner schon oben betonten Ehrlichkeit als Wissenschaftler bestätigt er auch des weiteren diese Annahme, die aus der Ähnlichkeit des Titels mit dem der Zesenschen Poetik[45]), aus des letzteren Führertum in der Deutsch-gesinnten Genossenschaft, der auch Männling angehörte, und aus der bombastischen Manier des Anpreisens der poetischen Kunst und ihrer Ware hier sowohl als auch bei den Nürnbergern andeutungsweise hervorgeht.[46]) Von den letzteren steht ihm Harsdörffer, den er im Text seiner Anweisung von allen seinen Gewährsmännern am häufigsten zitiert, besonders nahe. Wahrscheinlich hat er mit Rücksicht auf seine beabsichtigte Stellungnahme zu diesem poetischen Wunderdoktor schon den Buchtitel so gewählt, daß mit seiner Ansicht über Unterrichtsmethoden bei angehenden Dichtern gleichzeitig seine Hauptquelle erkennbar wird, wenn er in Parallele zum „Poetischen Trichter, die Teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen" seinem „Europäischen Helikon" wohlweislich gemäßigtere, aber doch ähnliche Qualitäten zuschreibt und nach dessen Vorschriften die Fähigkeit, „innerhalb weniger Wochen ein zierliches deutsches Gedichte zu machen," dem Lernenden beizubringen gedenkt.

Allerdings hat Männling auch andere Vorbilder[47]) reichlich benutzt, ja sogar bis in die Anfänge des Frühbarock gehen die philologischen Stützen zurück, mit denen er das Gebäude seiner kritischen Darlegungen zu festigen sucht. Dabei läßt er an Genauigkeit der Angaben und Gründlichkeit bezgl. der Menge des herangezogenen Materials nichts zu wünschen übrig. Für die Beurteilung seiner Arbeit seien wenigstens die wichtigsten der von ihm verwendeten Schriften hier angegeben:

| | |
|---|---|
| Jakob Balde: | Carmine de vanitate mundi. |
| Joh. Buchler: | Institutio poetica. |
| Aug. Buchner: | Anweisung zur dtsch. Poesie. |

[45]) Philippi Caesii Hochdeutscher Helikon Jena 1640/41/49 und 1656.

[46]) Borinski, a. a. O. p. 191 und 302.

[47]) Eingehende Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Poetiken dieser Zeit stellt Borinski a. a. O. an.

| | |
|---|---|
| Enoch Hanmann: | Anmerkung zur dtsch. Poesie. |
| Morhof: | Unterricht von der dtsch. Poesie. |
| Erdmann Neumeister: | Specimen de Poetis Germanicis. |
| Martin Opitz: | Buch von der dtsch. Poeterey. |
| M. Peisker: | Poetische Tabellen. |
| Christian Portmann: | Tractat von der Poesie. |
| Christian Roht: | Vollständige dtsch. Poesie in drey Theilen. |
| Gottfr. W. Sacer: | Nützliche Erinnerung wegen der dtsch. Poesie. |
| Schottel: | Verskunst. |
| Tscherning: | Sprachkunst der Poesie. |
| Christian Weise: | Poeten-Zunfft. |

Diese Männer sind Männling die vornehmsten Helfer bei der Konstruktion der poetischen Begriffs- und Regelapparatur gewesen. Wenn er aber zur Erläuterung seiner Lehrsätze oder zu deren Beweis nach passenden Beispielen und geeigneten Zitaten sucht, tauchen im Kreise der erwähnten Größen noch andere klingende Namen wie Scaliger, Fleming, Rist, Dach, Neumarck, Lohenstein, Gryphius, Hoffmannswaldau, Hallmann, Mühlpfort, Ziegler, Weiß, Neukirch und nicht zuletzt die entsprechenden Vertreter der vorangegangenen Jahrhunderte, ja sogar der Antike auf. Mit pedantischer Weitschweifigkeit hat also der Herausgeber sein Werk auf breiteste Basis gestellt.

Wie fast allen seinen Schriften fügt der Verfasser auch seinem Helikon eine Vorrede an den „Freundlichen Leser" bei. Daß sie diesmal wiederum zum Tummelplatz seines marinistisch dressierten Pegasus wird, ist nach den vorstehend untersuchten Arbeiten nicht mehr verwunderlich und wird durch die kritischen Darlegungen über die Arten des Stiles im „Expediten Redner" ausreichend erklärt. Sonderbar erscheint aber das Fehlen jeglicher Widmung. Welche Motive ihn veranlaßt haben, entgegen aller Überlieferung ohne Schutzherrn dieses Buch der Öffentlichkeit zu übergeben, ist nicht klar ersichtlich. „Dieser Helikon bleibt niemand andern als den Musen zugeeignet", schreibt er nur in seiner Vorrede. Freilich kann er dabei den Versuch eines Ausgleichs des erwähnten Mangels nicht unterlassen, wenn er in Anlehnung an die den Nürnbergern besonders eigentümliche Tendenz des Feilbietens ihrer Ware unter Hinweis auf seine

mühevolle Arbeit die Fülle des daraus zu erzielenden Nutzens ins rechte Licht rückt und von seinem „Musenberg" behauptet, er werde

> „mehr Früchte als Blätter begierigen Freunden zeigen, und da sie gleich auf diesen Berg zu steigen, Schweiß und Mühe zu Weg-Weisern antreffen, so finden sie doch wie Hercules oben die Ehre zum Lohne als die Erndte aller Bemühung."

Neben diesen Versprechungen verfehlt er aber nicht, den Leser über das Ausmaß seiner erziehlichen Absichten und den Umfang der im Helikon niedergelegten poetischen Wissenschaft wahrheitsgemäß zu informieren. So genügt ihm z. B., wenn durch das von ihm geschaffene Instrument der Schüler im Verlaufe eines Monats bis zur ausgefeilten Komposition eines Gedichtes gefördert wird. Dabei hält er wohl die Möglichkeit einer gesteigerten Entwicklung auf dem Gebiete dichterischen Schaffens an Hand seines Leitfadens offen, läßt aber keinen Zweifel darüber aufkommen, daß ihm eine erschöpfende Darstellung und restlose Vermittlung des gesamten Stoffbereiches, wie sie besonders bei Harsdörffer anzutreffen ist, fern gelegen hat. Analog zu diesen Eröffnungen finden wir darum im Text seiner Anweisung ganze Dichtungsgattungen nur nebenbei erwähnt, Roman und Epos fehlen vollständig, ja sogar der gegen Ende des 17. Jahrhunderts schon reich ausgebaute Regelkomplex für das Drama erfährt bei Männling fast dieselbe mangelhafte Behandlung wie bei Opitz und wird mit kaum zwei Oktavseiten abgetan.[48]) Die Vorwürfe, die er ob dieser schwachen Stellen seines Werkes von den Zeitgenossen erwartet, sucht er auf eigene drastische, dem Gebildeten des 20. Jahrh. wenig zusagende Art des Schimpfens zu entkräften[49]), bis er schließlich gegen Ende der Vorrede

---

[48]) Borinski, a. a. O. p. 194: „Die gleichgültige Behandlung des Dramas in der Opitzschen Poeterey ist in den meisten übrigen Poetiken (zuerst bei Schottel) zu völliger Nichtachtung gediehen. Manche nennen es gar nicht und man kann in dieser Hinsicht sagen, daß das Drama in jenem Zeitraum . , förmlich todtgeschwiegen wurde. Die Nürnberger waren die einzigen, . . . an die sich die eigentlichen Dramatiker anlehnen konnten."

[49]) Diese Art der Rechtfertigung scheint zeitgemäß gewesen und den Nürnbergern abgelauscht zu sein, sagt doch sogar Harsdörffer, dessen Trichter in der Poetikenliteratur des 17. Jahrh. beachtlich hoch steht und sogar von Morhof (Unterricht p. 479) geschätzt wird, in der Zuschrift zum 3. Teil: „Die Ursache aber, warum bey dem Büffelhörnigen Pövel die tiefsinnige Poeterey . . . " Siehe auch Borinski p. 192.

eine Einstellung zu seinen wahrscheinlichen Gegnern findet, die angenehmer und sympathischer berührt, wenn er schreibt:

„. . . wem dieses nicht gefällig ist, der lese es nicht, oder wenn er es gelesen, so vergesse er es wieder, oder so er es nicht vergessen möchte, so verzeihe er uns."

Nach dieser Aufnahme einer geeigneten Ideenverbindung mit dem Leser tritt Männling sofort in die Bearbeitung der betreffenden Stoffgebiete ein, ohne erst eine einleitende Übersicht in Form eines Inhaltsverzeichnisses oder alphabetisch geordneten Sachregisters zu geben. Dieses Fehlen einer der modernen Buchtechnik unentbehrlichen Angelegenheit nimmt sich beinahe als Unterlassungsünde aus, findet aber seine Erklärung in der unter Barockdichtern verbreiteten Ansicht, wonach die Anlage einer Poetik nach bestimmten Mustern zu erfolgen hatte. Das bevorzugte Muster war bis in die Anfänge der Reformbestrebungen zur Zeit der Aufklärung das „Buch von der deutschen Poeterey." Denn obwohl nach Opitz' Tode seine Arbeit den Auslegern und Fortsetzern verfiel, die oft gründlicher als er das Wesen der Kunst zu erfassen suchten und ganze Kapitel zu ausgedehnten Komplexen der mannigfachsten poetischen Lehren erweiterten, gingen doch fast alle von seinem Beispiel aus. Nur suchte sich jede Neuerung dadurch zu rechtfertigen, daß sie als Ergänzung des grundlegenden Buches auftrat[50]). Auch der Lohensteinverehrer Männling dürfte sich kaum anders als nach dieser von einem unentwegten Epignonentum geschaffenen Situation orientiert haben. Die Tatsächlichkeit dieser Einstellung nachzuweisen gibt die aus 3 Teilen und 51 Kapiteln bestehende Gliederung des Helikon im Vergleich zu der bei Witkowski gegebenen Einteilung des vorbildlichen Originals die ersten Anhaltspunkte. Diese Gliederung, die nur an einzelnen Stellen sich ausführlicher als die der „Poeterey" zeigt, obwohl sie die zusätzlichen Erkenntnisse einer Entwicklung der Poetik von mehr als einem halben Jahrhundert einbezieht, beweist schon rein äußerlich das Zurückreichen Männlingscher Lehren bis auf den Altmeister Opitz. Eine noch stärkere Stütze erhält die These in der auffälligen inhaltlichen Übereinstimmung im eigentlichen Regelwerk. Aber auch

[50]) Witkowski, Dr. Georg: Martin Opitzens Aristarchus . . . und Buch von der Dtsch. Poeterey. Siehe das Kapitel von der „Wirkung der Poeterey" p. 65.

schon bei den einleitenden theoretisch-historichen Ausführungen werden Zusammenhänge offenbar. Ihre Feststellung darf freilich nicht zu der Annahme verleiten, daß ein Aufnehmen der Beziehungen zu Opitz sich lediglich in einem Abschreiben aus dessen Vorlage durch Männling zeigte. Vielmehr finden wir, was schon oben angedeutet wurde, in fast allen Poetiken der Folgezeit dieses verbindende Gedankengut, und seine Überlieferung ohne wesentliche Neuerung, besonders in der poetischen Gesetzgebung bis auf Gottsched und die Schweizer, ist uns ein erklärender Grund dafür, wie wenig sich auch unser Autor der Nachhaltigkeit des Fortwirkens der „Poeterey" entziehen konnte.

Unter diesem Einfluß stehend offenbart sich Männling gleich im 1. Kapitel seines Helikon. Er berichtet hierin über Stoffgebiete, die uns schon durch ihre Behandlung im zweiten Kapitel der „Poeterey" bekannt sind. Wie Opitz dort die Poesie mit einer „verborgenen Theologie" vergleicht, welche weise Männer benutzten, um das, was zur „erbawung der Gottesfurcht, guter sitten und wandels" dient, dem „gemeinen pöfel" vorzusetzen, so heißt sie hier „der Spiegel, so den Menschen im geist- und weltlichen Leben alles vorstellet, was ihnen zur Sitten- und Tugend-Lehre, ja selbst zur Gottesfurcht von nöthen kan seyn." Und wie an derselben Stelle Opitz, unter Berufung auf den Geographen Strabo, die Poesie als die Quelle der Philosophie bezeichnet, so stützt sich auch Männling bei seinen analogen Ausführungen auf diese Autorität, wenn er sagt:

> „Die Dichter waren eher als die Redner und Geschichtsschreiber. Welchen Lactantius selbst und Strabo I. Geograph, nebst Barlaeo Beyfall geben: Und die Poeterey war nach der Alten mundüblichem Sprichwort die erste Philosophie, nach Platonis Ausspruche aber co ölov."

Gleichermaßen finden wir die Darlegungen über die Verachtung der Poeten im 3. Kapitel der Poeterey bei Männling inhaltlich wiederholt. Nur werden sie hier in weit drastischerer Form gegeben. Was die Nachdrücklichkeit seiner Verteidigung gegen jegliche Geringschätzung anbelangt, so scheint sie ihm nicht weniger als seinem großen Vorgänger am Herzen gelegen zu haben, wächst sich doch beinahe der ganze Abschnitt „Von dem Nutz der Poesie" in seiner Anweisung zu einer einzigen

umfangreichen Ehrenrettung des Poetenstandes aus, wenn die Vielseitigkeit der Vorteile einer Ausübung dieser Kunst derart deutlich wie hier ans Licht gefördert wird. Ihm ist das Dichten nämlich eine Wissenschaft, welche nützlich dient

1. Zur Ausbreitung der Ehre Gottes, „wie solches Opitz, Rist, Heermann und andere mehr getan,"
2. zur Belehrung und Ergötzung unseres Nächsten,
3. zur Schärfung des Verstandes,
4. zur Vertiefung der Gelehrsamkeit,
5. zur Reinigung und Vervollkommnung der dtsch. Sprache,
6. zur Gewinnung geneigter Gönner und Freunde,
7. zur Erhaltung des Namens ihrer Liebhaber und anderer bedeutender Personen,
8. zur Erringung hoher Würden,[51])
9. zur Erlangung von Ruhm und Ehre.

Und um diese Wahrheiten besonders zu bekräftigen, beendet er dieses Kapitel mit der ekstatischen Behauptung:

„Gegen dergleichen Nutzen sind alle Diener des reichen Mogols arm und aller Reichthum und Ehre der gantzen Welt ist dargegen vor nichts zu achten/ weil animus contentus Poetae/ maximas possidet divitias . . ."

Aber die Quellen, aus denen der Männlingsche Brunnen gespeist wird, entspringen tatsächlich nicht nur in des Boberschwans Revier. Das beweist die nicht immer zuverlässige Vertrautheit des Stargarders mit den Gedankengängen der „Poeterey", schreibt er doch bei den Ausführungen über die „Annehmlichkeiten der Dicht-Kunst", Opitz hätte „gar zierlich geredet": „Die gantze Poesie bestehe im Nachäffen der Natur." Ein derartiges Zitieren seines Vorbildes verrät entweder mangelhaftes Verständnis oder schlechtes Unterrichtetsein, denn ein bloßes Nachahmen der Natur hat gerade Opitz bekämpft. Nach seiner Beobachtung wollten die Menschen durch die Dichtkunst auch über jene Dinge sich unterrichten, die sonst noch im Interesse der Allgemeinheit liegen.[52])

---

[51]) Männling: Europäischer Helikon p. 21: „Hiarnes ist in Dennemarck allein deswegen zum Königreich kommen/ weil er dem vorigen Könige Frotho zu Ehren ein Grabgedichte gemacht/ daß vor allen andern den Preiß erhalten . . . . "

[52]) Witkowski, a. a. O. Kap. III.

Zu diesem Abweichen von den Vorschriften der „Poeterey“ gesellt sich bei Männling noch die kontäre Ansicht bezgl. der Anwendung der heidnischen Götternamen in der Dichtung. Während Opitz nämlich die Bewohner des Olymp vor den Verfolgungen zeitgemäßer Unduldsamkeit insbesondere jener der Sprachreiniger, zu denen ja auch später Männling infolge seiner Zugehörigkeit zur Deutschgesinnten Genossenschaft zu zählen ist, glaubt in Schutz nehmen zu müssen, lehnt letzterer ihre Erwähnung durch einen „Christlichen Poeten“ ab. Freilich ist dabei seine Stellungnahme, die hier von Zesen (Deutscher Helikon) Gryphius (Gedichte p. 636) und Hoffmannswaldau (Vorrede zu den Heldenbriefen) beeinflußt wird, nicht einseitig und rigoros. Er duldet wohl Götternamen, wenn entweder

> „(1) die Materie oder (2) die Person/ an die ich schreibe/ oder (3) die Zeit und Umbstände mich dazu anführten/ sonst sind sie quo ad Notitiam, daß man von ihnen Wissenschaft habe/ besser/ als quo ad Applicationem, daß man sie citiere . . .“

Weit größer noch ist der Unterschied gegen Opitz bei unserem Poeten hinsichtlich seiner Haltung im Gebrauch der Mundarten. Ersterer verurteilt rücksichtslos eine Bereicherung der Dichtersprache durch die Dialekte. Er verbannt sie aus der Poesie, weil dem deutschen Volk zu seiner Zeit erst eine allgemein gültige, höhere Sprache geschaffen werden mußte. Diese zwingende Notwendigkeit bestand für Männling lange nicht mehr in demselben Grade. Und darum ist es durchaus nicht unverständlich, wenn wir bei ihm nachstehende Äußerung finden, die ihn 80 Jahre früher als Sprachreiniger wahrscheinlich unmöglich gemacht hätte: (p. 42).

> „In was vor Lands-Art einer ist/ in derselben soll er auch billich schreiben/ und nicht die Sprachen untereinander mengen . . . solche Worte“

nicht brauchen

> „Die in gemeiner Rede selbst/ nicht wohl klingen/ auf daß nicht aus vielen Sprachen ein Misch-Masch/ und aus unter einander gemengten Worten eine Miß-Geburth werde.“

Überhaupt entdeckt man bei einer kritischen Untersuchung seines Verhaltens als Angehöriger einer deutschtümelnden Ge-

sellschaft eine angenehme Großzügigkeit bezüglich ernsthaft gemeinter Sprachenreinigungsbestrebungen[53]) an ihm; ja sein Bekenntnis nach dieser Richtung hin mutet, im Gegensatz zur Rigorosität vieler seiner Zeitgenossen, geradezu modern an. Besonders gibt hierüber der Teil „Von der Wörter Beschaffenheit zur Poesie" (p. 39 ff) interessanten Aufschluß. Zwar nennt er bald zu Beginn desselben in aller Strenge einer ehrlichen Absicht folgende drei nach Art kategorischer Imperative zu peinlicher Beachtung förmlich zwingende Hauptforderungen:

„Reg. I. Die Reinlichkeit der Rede muß genau in acht genommen werden daß ich nicht sage han vor haben/ lahn vor lassen" usw.[54])

„Reg. II. Eben muß man sich unbekannter Wörter/ und so viel als möglich enteußern solche in Verße zu mischen/ e. g. Zauche/ stertzen/ gämlich" etc.[55])

„Reg. III. Frembde Sprachen unter das deutsche zu setzen/ macht einen Misch-Masch daher muß man frembde Worte und einen andern Dialectum gar nötig fliehen."

Aber gleich darauf wickelt er mehr als doppelt soviel Ausnahmefälle ab und gestattet nachgiebiger als erwartet die Anbringung von Fremdwörtern, nämlich:

a) wenn sie bei uns eingeführt und „Landbüchlich gemacht" sind z. B. Printz / Regiment / Pandalier. Vide Harsdörffer Poet. Trichter Part. 3 pag. 12,

b) wenn es „Kunst-Wörter" oder Termini technici sind z. B. „Music, Optic."

c) wenn sie Eigennamen von Ländern, Städten, Völkern, In-

---

[53]) Koberstein, Aug.: Grundriß zur Geschichte der deutschen National-Litteratur, Leipzig 1830, p. 138 f. „Die deutschgesinnte Genossenschaft (gestiftet 1646) ganz besonders als Zweck die Reinigung der Muttersprache von fremden Wörtern und die Verbesserung der deutschen Rechtschreibung verfolgend, zog sich bald durch die Art, womit sie hierbei verfuhr, den Spott der Zeitgenossen zu und verhinderte durch die ausschweifenden Forderungen, welche sie in Rücksicht des Ausscheidens alles Fremdartigen aus der deutschen Sprache machte, und durch die oft höchst lächerlichen und abgeschmackten Wortbildungen, die sie an die Stelle des Ausgeschiedenen setzen wollte, das Gute, das sie hätte bewirken können."

[54]) Tschernings Sprachkunst der Poesie p. 31, 37 bietet ihm hierfür Stütze und Beweis für die Richtigkeit.

[55]) Büchner in der Einleitung zur Poesie und Tschernings Sprachkunst p. 44.

seln usw. bezeichnen oder im Deutschen nicht wiedergegeben werden können.

„Wobey aber diß zu observieren / daß man ihren Casum nicht durch declinire, denn ich sage nicht: Der Veneris ihr Pfeil / des Jovis sein Geschoß etc., sondern es heißt: Der Venus scharffer Pfeil / des Jupiters Geschoß / welches / nicht wie im Lateinischen / eine Unart ist.“ Harsdörffer l. c. p. 13.[56])

d) wenn bei „Beschreibung einer Sachen“ die Anwendung ihrer gebräuchlichen, fremdartlichen Benennung sich nicht umgehen läßt.

e) wenn man über „frembde Wahren / Speisen / Trachten / Spiele / Ceremonien“ berichten will.

f) wenn der fremde Ausdruck im Deutschen nicht deutlich genug wiederzugeben ist. „Kan ich aber eine Sache in meiner Mutter-Sprache zierlicher vorstellen / als erst mit fremden Federn / so ist der Ruhm meine.“

g) wenn zum Scherz ein Ausländer in seiner Muttersprache eingeführt werden soll / „wie solches Opitz gethan / wann er einen Frantzosen also vorstellet:

„Nehmt an die Courtesie, und die Devotion,
die euch ein Chevalier Madonna thut erzeigen /
Ein Handvoll von Favor potiert er nur zum Lohn /
Und bleibet euer Knecht / und Serviteur gantz eigen.“
„Sacer, Erinnerung, p. 44.“

Diese Reinigungstheorien unseres Dichters mögen, an entsprechenden Gegenwartsanschauungen gemessen, durchaus nicht unanfechtbar sein. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, unter welch traurigen Sprachverhältnissen[57]) diese auch für uns Deutsche des 20. Jahrhunderts nach annehmbare Einstellung in der Frage vernunftmäßiger Beseitigung alles Wesensfremden aus unserer Muttersprache zu vertreten war, so darf im Falle Männlings geradezu von einer Musterhaltung gesprochen werden, die allerdings an geeigneten Vorbildern erfolgreich geschult war.

---

[56]) Die ausdrückliche Klärung dieser nebensächlichen Angelegenheit scheint Grund genug, um anzunehmen, daß auch seine oben gekennzeichnete Haltung im Gebrauch der heidnischen Götternamen noch dehnbarer ist.

[57]) Siehe Vogt und Koch. Geschichte der Dtsch. Literatur Bd. I, p. 67 f.

Im allgemeinen bringt das Kapitel „Von der Wörter Beschaffenheit zur Poesie" eine erweiterte inhaltliche Wiederholung der Materie, die Opitz schon in seinen Vorschriften „Von der zubereitung und ziehr der Worte" [58]) verarbeitet hat, angefangen von der Wahl der Worte in bezug auf Reinheit und Angemessenheit des Ausdrucks bis zur Anwendung geeigneter zusammengesetzter Ausdrücke. Nur die Ausführungen über das bildliche Umschreiben oder die „Dignität der Poetischen rede" sind an dieser Stelle übergangen, werden aber später unter den „Beywörtern" pflichtgemäß nachgetragen. Beim näheren Eingehen auf diese Stilfragen zieht nun der Herausgeber vor, nicht immer auf die Autorschaft des Altmeisters zurückzugreifen, vielmehr bedient er sich vorzugsweise der Angabe von Schriften seiner Epigonen, die aus dem oben genannten Quellenverzeichnis bereits bekannt sind. Trotzdessen ist der Geist Opitzens bei nahezu jeder Gelegenheit zu erkennen, und das soll hier als besonderes Kriterium für die Beurteilung der Männlingschen Schrift genannt und ausdrücklich hervorgehoben sein.

Im folgenden Abschnitt beginnt der Verfasser die Auseinandersetzung mit der metrischen Technik. Hier üben die Schottelschen Quantitäten ihren Einfluß aus.

> „Die Quantität in der Poesie ist die Wage und Elle da ich mein Wort probiere nach dem Dialecto, ob es kurtz oder lang sey." [59])

Seit Vossius und vorher bestand als metrischer Begriff für die Wertung der Wortsilben in der Verszeile die sog. „antike Mittelzeit." Zesen hat zuerst für sie einen Terminus. Nach ihm sind die einsilbigen Wörter

> „gemeines Lautes, das ist zugleich kurtz oder lang, wie man sie brauchen will."

Schottel übernimmt nach ihm diese metrische Bestimmung, aber mit eigener Terminologie. Er prägt den Ausdruck von der

> „Mittleren Wortzeit, das ist: können beides, kurtz oder lang,

[58]) Witkowski, a. a. O. Kap. 6.

[59]) Europäischer Helikon p. 51.

gebrauchet werden, doch mit vernünftigem Unterscheide.“ [60])

Darunter will er verstanden wissen, „daß man nicht . . . . ohn alles aufmercken des beywohnenden Klanges solche einsilbige Wörter mit menge bey einander bringe.“ Beide Autoritäten auf dem Gebiete der Metrik, Zesen sowohl als auch Schottel, vertreten nun als Ausnahmen zu diesem Mittelzeitbegriff [61]) folgende Lehrsätze:

a) einsilbige Wörter mit gedehntem Selbstlaut werden immer lang gebraucht, z. B. Meer, Schaaf.

b) die Geschlechtswörter „der, die, das“ sind immer kurz zu werten, „selten auch lang“, wollte Schottel ausnahmsweise nur gestatten.

c) die Pronomina „ich, du, er“ usw. haben kurze Quantität.

Diese hauptsächlichsten Quantitätsthesen Schottels erfahren bei Männling keine Änderung. Sie werden in vollkommener sinngemäßer Übereinstimmung mit dem Vorbild gebracht. Als erstes erscheint die Definition des Begriffes Wortzeit, die bereits oben wiederholt wurde, und darauf die Angabe der Wortzeitarten:

„Reg. I. Die Wort-Zeit wird eingetheilt in die (1) Lange (2) Kurtze und (3) Mittlere/ diese letztere ist/ welche lang und kurtz nach Befindung der Sache kan gebraucht werden/ e. g. Ergetzlichkeit/ alwo die andere Sylbe Lang ist/ die 1. und dritte hingegen Kurtz/ doch hat die letztere die Quantität und das Erwarten/ was ihr die hinzugesetzte Sylben werden vor eine Kraft und Thon geben.“

In noch sieben Zusatzregeln erläutert er darauf in vorbildlicher Kürze die ganze Wortzeittheorie und stellt sich damit in einen wohltuenden Gegensatz zu Schottel, der die Geschlossenheit seines das einfache Prinzip der germanischen Betonung [62]) oftmals verhöhnenden Akzentsystems durch eine Unzahl von Merksätzen auseinanderzerrt. Bei dieser Großzügigkeit der Behandlung ergeben sich naturgemäß Unstimmigkeiten gegenüber

[60]) Schottel, J. G.: Teutsche Sprach-Kunst 1651, p. 321: „Die mittlere Wortzeit ist derselbe Laut/ welcher nicht mit sothaner merklichen Kürze oder Länge ausgesprochen wird/ und derowegen nach Befindung der vor- und nachgehenden Wortzeit kann bald lang/ bald kurz geseţet werden.“

[61]) Siehe auch Viktor Mannheimer: Die Lyrik des Andreas Gryphius, Berlin 1904, 1. Kap.: „Der Accent.“

[62]) Diese drängt nach dem Anfange des Wortes.

dem Original. Männling zeigt diese hauptsächlich beim Gebrauch der „dreysilbigen Wörter, welche meistens einen Dactylen machen.“ Sie „haben ihre Quantität in den ersten lang/ in der andern kurtz e. g. Lieblicher / Freundlicher“ etc.[63])

Dieser Gegensatz zu Schottel ist bewußt, denn letzterer verlegt die Länge der Zeit fast ohne Ausnahme auf die zweite Silbe. Leider läßt aber die Haltung Männlings auch hier wiederum die notwendige Konsequenz vermissen. Er macht abermals Zugeständnisse, ohne daß dafür eine andere Motivierung als möglicherweise der Sprachgebrauch oder die Schottelsche Vorschrift zu erkennen wäre, und schreibt als Ausnahme zu Reg. 4: ,

„. . . jedoch behalten ihrer die dreisilbigen Wörter sehr viel noch die Quantität in der Mitten/ e. g. Ertzkönig/ Land-Graff/ Stadthalter.“

In anbetracht der Tatsache, daß bereits Rist, der 50 Jahre früher lebte, verständig genug ist, dem Sinne mehr Recht auf die Pronunciation einzuräumen,[64]) muß diese Haltung als reichlich rückständig bezeichnet werden. Merkwürdig berührt auch, daß Männling an keiner Stelle dieses Kapitels den Urheber der Quantitätslehre nennt, sondern lediglich auf Scaliger lib. 4 cap. 47 Prosodiae hinweist.

Zur weiteren Charakterisierung seiner Art verdient aus den folgenden Kapiteln das unverständlich scharfe Urteil hervorgehoben zu werden, das sich unser Dichter bei Erwähnung der Zäsurfehler über Phillipp von Zesen zu eigen macht. Als er hier unter der Regel III warnt, den Verseinschnitt inmitten eines Wortes zu setzen, verrät er, daß hiergegen jener

„verstoßen/ wann er geschrieben:
Die Schu sind brauner Sammt sehr artig ausgesticket.
Und mit Galaunen ein/ gefasset und geschmücket.
Und ob zwar Herr Schottel in seiner Verß-Kunst Zesium trachtet zu entschuldigen/ so gilt doch mehr Hr. Buchners Urtheil/ das also lautet: cum Caesisus scriberet: und mit Galaunen eingefasset/ usw. Versificatorem quidem, non Poetam egit. Tscherning l. c. Sacer 1. c. p. 20.“

---

[63]) Eine Regel für Verbalkomposita wie „obsiegen“ (siehe Opitz) stellt er nicht auf.
[64]) Borinski, a. a. O. p. 150 f.

Das größere Können des Nürnbergers gegenüber Männlings Leistungen vermag das Verletzende eines Vergleichs Zesens mit einem Reimfex jedoch glücklich wettzumachen.

Gegen Ende des 1. Teiles seines Helikon behandelt unser Dichter eine Aufgabe, die ihm ganz besonders am Herzen zu liegen scheint. Er spricht hier nämlich „von der Erfindung und Eintheilung/ wovon wir schreiben wollen" und scheint diese Stelle dazu ausersehen zu haben, seine eigenen [65]) methodischen Ideen klar zu legen, um den Schüler zur Erlernung der Kunst des Dichtens schnell und sicher zu führen. Die Erfindung hält er dabei für die notwendigste Vorbedingung zum erfolgreichen Endergebnis:

„Ohne Erfindung kann kein Verß gemacht werden/ diese muß erstlich dem Gemüthe Anlaß geben/ was man schreiben solle."

Als geeignet dazu hält er die Betrachtung aller Umstände, die in irgendwelcher Beziehung zum Thema stehen, z. B

„1. Die Beschaffenheit der Zeit/ ob selbige fröhlich oder traurig/ gut oder böse/ Winter oder Sommer sey.
2. Den Ort/ wovon ich schreibe.
3. Die Gelegenheit oder Ursachen / so es erwecket.
4. Die Personen, an die man schreibet / ob solche hoch oder niedrig.
5. Die zufälligen Umbstände als Glück / Unglück / Tugend / Laster etc.
6. Die Nahmens-Bedeutung / als auch Buchstaben-Wechsel.
7. Das Alter oder Jahre / Monate etc."

Damit nun dieses Erfindungsschema, das teilweise Scaligersche Phantasiekrücken aus der „Idea" heranholt, [66]) nicht gar zu mechanisierend auf den gewünschten Vorgang wirke, muß ihm zuweilen auch eine Blume, ein Gesang, ein Wort, ein Stein,

---

[65]) Die nachfolgenden Untersuchnngen lassen Zweifel an der Rechtmäßigkeit dieser Aussage wach werden; siehe Erfindungsschema und Lesung guter Poeten weiter unten! Es liegt hier scheinbar dieselbe Begriffsverwirrung vor, die schon Buchner in seiner „Dtsch. Poesie (1642)" von Erfindung sprechen läßt, wenn er zur Anbringung dichterischer Figuren die Lektüre der mehr rhetorischen lateinischen Dichter empfiehlt (Buchner, Anweisung zur dtsch. Poesie p. 69 ff).

[66]) Borinski, a. a. O. p. 195.

ein Fluß, ein Baum und ähnliches willkommener Ideenvermittler werden.

In Fortführung seines Weges bis zum fertigen Poem empfiehlt er nun

A) Setzung des Themas oder Tituls.

Um dessen Ausführung geschickt zu gestalten, ist erforderlich:

a) geeigneten Stoff in andern Schriftstellern zu suchen,

b) „Exempel, Historien, Gleichnisse und zierliche Sententien heranzuziehen,

c) gute Dichter zu lesen und durch Analysierung und Disponierung ihrer Werke „ihnen das Meisterstücke" abzulernen.

B) Wahl der Versform, „ob Dactylisch-Jambische/ oder andere es seyn sollen" und der Gedichtsart: „Elegie, Sonett, Madrigal, Sextine und dergleichen."

C) Aufstellung einer Disposition, deren Form und Begriffsbezeichnungen er dem alten scholastischen Erkenntnisgute entlehnt.

In einem späteren Werke, dem „Expediten Redner", erschienen 1718, behandelt er selber diese Kunstgriffe noch weit ausführlicher und widmet besonders der Erfindung und ihren natürlichen Quellen ein umfangreiches Kapitel, worauf als Ergänzung an dieser Stelle hingewiesen sei.

Den Erfindungs- und Dispositionsregeln fügt er noch einige Merksätze an. Danach ist zu beachten, daß

a) die Zierlichkeit eines Gedichtes nicht in seiner Größe, sondern Schönheit liegt und die größte Kunst im gediegenen Ausdruck einer Absicht durch wenig Verse besteht.

b) Die Invention und Rede sich nach den Personen zu richten habe, für die man Verse schmiedet.

c) Zur Fortbildung nach dieser Richtung hin empfiehlt er einen oder zwei gute Poeten nachzuahmen. Er schließt sich damit einer Meinung an, die zu Buchners Zeit allgemein verbreitet war und an der man durchaus nichts Bedenkliches fand. In bester Absicht und mit bedeutungsvoller Ausführlichkeit nennt er als erwählenswert zur imitatio

> „die edlen Schlesier/Hoffmannswaldau in Heldenverßen/ der giebt schöne Phrases, und ist sehr lieblich in der Invention und Worten/ . . .

„Folgends hat Caspari die herrlichsten Realia, Similia, Historien und Sententien . . . .“

„Mühlpfort weiset herrliche Inventiones, Gryphius trägt durchdringende Worte und Historien vor. Neukirch hergegen die herrlichsten Sententien und zierlichsten Phrasiologi. Wollte man noch darüber die Lateinischen Poeten aufschlagen, so wäre Owenus und Martialis gut zu der Invention der Grabschriften/ wie auch Barlaeus und die Italiäner die rare Inventiones und Dispositiones reichen. Und so muß man nach Senecae Anweisung/ wie die Bienen ihm selbst den Honig saugen/ und die Phrases in gewisse Cellen eines eigenen Dicht- oder Reim-Buches eintragen.“

Wiewohl er nun glaubt, hierdurch einen deutlichen Weg-Weiser zur Invention und Disposition gegeben zu haben, so will er doch „zum Überfluß vor Diejenigen/ deren Sinnen noch mit einer etwas starken Haut überzogen sind/ noch etliche Muster der leichtesten Erfindungen und Eintheilungen anhencken . . .“. Und weil von diesen Mustern das Beispiel für die Entstehung eines Gedichtes zum Geburtstage eines Freundes besonders interessant für die damalige Arbeitsweise ist, soll auch dieses noch angegeben werden. Es hat nachstehendes Aussehen:

1. Nomen, wie der Freund heist.
2. Aetas, seine Jahre.
3. Patria, sein Vaterland.
4. Parentes, Majores, Consangvinei, die Ahnen/ und sein Geschlecht.
5. Educatio, dessen Auferziehung.
6. Natura, ingenium, Mores, seine Constitution.
7. Vita, wie er lebt.
8. Officium, sein Ampt.
9. Res gestae, seine Thaten.
10. Bona Corporis, animi, fortunae, seine Güter.
11. Fama, sein Ruhm.
12. Fortuna, bona & adversa, sein Glück.
13. Tempus, was vor Zeit es ist.
14. Locus, was vor ein Ort.
15. Amicitia, was er vor Freundschaft hegt, usw.

Dieser Gliederung, in der Scaligers Inventionsstützen ihre

Auferstehung feiern, läßt er noch Beispiele für das Abfassen von Neujahrs-, Abschieds-, Hochzeits- und Leichengedichten folgen. Er arbeitet dabei mit all den komplizierten Konstruktionsmittelchen, welche scholastische Gelehrsamkeit gezeugt hat, und kennzeichnet damit seine künstlerische Haltung als die eines Dichters, der bestrebt war, das als schätzenswert erkannte Gedankengut verflossener Generationen in verbesserter Fassung über unverstandene Bestrebungen zeitgenössischer Geschlechter hinweg einer dankbaren Nachwelt zu überliefern.

Der zweite Teil des „Europäischen Helikon" betitelt sich „Von der Praxi" und bringt nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Einteilung und Bezeichnung der Verse in Kapitel II—VI kurze Erläuterungen über das Wesen der zu Männlings Zeiten bekannten Hauptversarten des Jambus, Trochäus, Daktylus, Anapäst und Sapphikus und deren Unterarten, wie sie in den vorbildlichen Poetiken des ganzen Jahrhunderts zum großen Teil gleichfalls verzeichnet sind, ohne daß der Versuch einer Vermehrung der Vers- und Strophenformen gemacht wird oder sonstige prosodische Probleme irgendwelche Erörterung erfahren.

Ähnlich unproblematisch und nachgeschrieben gestaltet sich auch der 3. Teil des Buches, der von den „Exempeln" handelt und nur deswegen unser Interesse in Anspruch nimmt, weil in ihm ein überspitztes Formgefühl die kuriosesten Auswüchse treibt, deren ein barockes Dichtertalent fähig war. Schon die Einleitung dieses Abschnittes ist vielversprechend, schreibt doch Männling von den Arten der „Verße":

> „Wieviel Sorten in den Carminibus zu finden sind/ ist nicht entdeckt zu beschreiben/".

Er selber führt in seiner Schrift nur dreiunddreißig Gedichtarten an und gibt damit ohne weiteres zu, daß er durchaus nicht erschöpfend ist. So fehlt bei ihm die Behandlung der Fabel, Parabel und Allegorie vollständig. Auch der Schwank, der schon im 16. Jahrhundert zu Zeiten eines Hans Sachs in Blüte stand, findet keine Berücksichtigung. Sage, Märchen, Legende sind ebenso vergessen wie das Epos, der Roman und die Novelle. Wenn nicht die Eklogen oder Hirtenlieder als Gedichte idyllenhaften Charakters noch Aufnahme gefunden hätten, so wäre nicht ein einziges Beispiel epischer Poesie im ganzen Helikon aufzuspüren.

Ein ähnlich stiefmütterliches Gedenken erfährt die dramatische Dichtung. Hier werden Tragödie und Komödie so kurz abgetan, daß von einem Nahebringen des umfangreichen Stoffes unmöglich die Rede sein kann.

Nur der lyrischen Dichtung ist ausgiebig gedacht. Stellenweise wird sie sogar übertrieben eingehend behandelt. Das erregt dann hauptsächlich dort ablehnende Verwunderung, wo gelegentliches Jonglieren mit dem Reim- und Versmaterial nach Harsdörffers Vorbild bei allerlei waghalsigen Experimenten dem Verfasser besondere Freude zu machen scheint. Die Reihe dieser Vorführungen eröffnet Männling mit der „Neundten Art," den Irrgedichten,

> „darinnen die Reimung irrig lauffet/ und kein gewisse Maß in den Füssen/ noch in der Ordnung hält . . . . In den Irrgedichten werden Jambisch-Trochaisch-Dactylisch und andere genera versetzet und zusammen gereimet."

Das Muster, das er dafür selber dichtet, zeigt aber lange nicht die Exzentrizität, wie man sie auf Grund vorangegangener Definition vermutet, denn nur an zwei Stellen innerhalb 20 Zeilen vermischt er den munter schreitenden Jambus mit Daktylen, und das ist doch zur Erziehung eines „irrigen" Empfindens etwas sehr wenig.

Dagegen sind die „Formreime oder Acrosticha", bei denen die Zusammensetzung der Anfangsbuchstaben einer jeden Strophe, Verszeile oder eines jeden Wortes einen Sinn ergeben, schon wesentlich interessanter. Im folgenden ist der Name Jesus aus den Versanfängen zu finden:

> „**I**n mein Herze soll kein Gott/ als mein süßer Jesus kommen/
> **E**r hat mich zu seinem Kind in dem Tauff-Stein angenommen/
> **S**eine Liebe heist mein Liecht/ die mich leitet allezeit/
> **U**nd wird einsten meine Seel in das Schloß des Himmels führen/
> **S**o vor diese längst bestellt/ die den Glauben lassen spüren."

Etwas gesuchter präsentieren sich die Chronodisticha, die gleichfalls unter die Gruppe der Formreime fallen. Aus ihren Versen bezw. Buchstaben vermochte man Zins-, Gewichts-, Jahreszahlen und ähnliche Spielereien zu lösen. So „kommt uns die Jahr-Zahl 1703 aus den Worten heraus":

> „Gott kann hIer In bösen SaChen/

eIn gar frohes EnDe MaChen: MDCCIII."

Auf welchen Unsinn das Bestreben nach neuen dichterischen Formen führen konnte, beweist treffend der als 12. Art. im Helikon zitierte Cobus, ein „Carmen Labyrintheum, welches in einen Irr-Garten führet und Lincks und Rechts/ Oben und Unten/ überzwerch in die Breite und Länge gelesen wird." Das Ganze hat das Aussehen eines Rechtecks oder Quadrates. Dieses ist in kleine Kästchen eingeteilt, in denen je ein Buchstabe des Sinnspruches sich befindet, den man zur Füllung des Cubus ausersehen hat, z. B. Gott ist mein Trost. Der erste Buchstabe „G" ist in die Mitte des Parallelogramms zu setzen und an ihn alle übrigen so zu reihen, daß in ununterbrochener Fortführung der Spruch immer von der Mitte aus wiederholt, d. h. hier mehr als 40 mal, gelesen werden kann.

Eine angenehme Spielerei, „welche recht die Malerey der Poeten kan heißen", zeigen uns die zur Barockzeit beliebten Bilderreime. Ein Beispiel dafür soll ein „Palmbaum" auf den Namen Friedrich geben, den Männling „Ihro Magnificentz, Hn. D. Mayern Ao. 1685 den 5. Martii zu Ehren gepflantzt hatte in Wittenberg."

„Im
Mertzen/
Da schmertzen/
des Winters vergehn/
da liebliche Schnaten
Aus grünenden Palmen entstehn
Und Lorbeern sich zeigen in Thaten;
Will Echo die Gönner mit Anmuth bestreun/
Die Namen derselben in Rinden einschreiben/
So keiner Verwesung je unterthan seyn/
So soll auch heut Friedrichs Glantz bleiben/
Geätzet/
Gesetzet/
In Wonne/
Der Sonne/
In Blicke/
Von Glücke/
Viel Zeiten/
Ohn streiten.
In grünende Palmen die niemals verwesen/
Daß unsere Nachwelt den Namen soll lesen:
Des Mayers sein Nach-Ruhm ist ewig gewesen."

So schön gezeichnet dieses Poem auch der Form nach sich ausnimmt, so traurig ist es mit seinem gedanklichen Inhalt und deswegen auch mit seinem Kunstwert überhaupt bestellt. Wohl kaum zeigt sich deutlicher als hier, wie wenig Kunst irgendwelchen Zwang verträgt, und darum muß auch das folgende Experiment für eine vernunftgemäße Kritik undiskutabel bleiben, bei dem Männling sich ungleich weniger geschickt als „poetischer Maler" entpuppt, wenn er zeichnend schreibt:

„Mein Wanderer steh still allhier/
Es liegt der Tugend-Glantz und Zier/
Auf dieser schwartzen Todten-Baare/
Das Leich-Tuch deckt die muntren Jahre/
Jedoch der Nach-Klang / rufft noch aus:
Hier ist der Ruh i h r s i c h r e s H a u ß /
Dahin der Seelige den matten Leib verstecket/
Biß einsten Sand und Grauß/
Wird durch des Lebens-Geist des Höchsten stehn erwecket/
Da wird der Tod/ Gleich Phoenix Bruth/
Und sein Geboth / In frischem Muth /
Wie Eyß zergehn / Itzt bleibt der Ruhm /
Er aber stehn / Sein Eigen-Thum." /

Der Dichter wollte damit eine Totenbahre mit Sarg vorstellen.

Nicht so überspitzt, aber doch noch reichlich konstruiert muten die „Wiederschall- oder Echoreime" an, wie sie uns in nachstehendem Beispiel vom Herausgeber demonstriert werden:

„Freundlichste Seele bemercke mein Klagen/
Echo: Dein Sagen/
Welches sich täglich und stündlich vermehrt/
Echo: Ich hab es erhört/
Hörets Dein Ohre/ was werd ich versehrt/
Echo: Geehrt/
Ehre die Hertzen und Geister will plagen/
Echo: Ohn Klagen/" usw.

Erwähnenswert als Dichtungskuriosa bleiben noch die „Cabeln oder Programma", nach Männling eine „neue Zierlichkeit/

da man nach Arithmetica das ABC setzt' und nach demselbigen einen Nahmen, Sententz oder Spruch ausrechnet . . . . e. g."

| | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| „ 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | 7. | 8. | 9. | 10. | 11. | 12. |
| A. | B. | C. | D. | E. | F. | G. | H. | I. | K. | L. | M. |
| 13. | 14. | 15. | 16. | 17. | 18. | 19. | 20. | 21. | 22. | 23. | 24. |
| N. | O. | P. | Q. | R. | S. | T. | U. | W. | X. | Y. | Z. |

Danach ergeben die Buchstaben aus Männlings Namen und Titel die Zahl 671, nämlich:

„12 58 180 131 153
M. Johann Christophorus Maennlingius, Berostaadiensis
108 15 11 3 = 671
Silesius P. L. C. [67])

Mit Gegenhaltung der Worte Augustini:

63 41 128 52 26 24 76 24 52 61
Inter Brachia Salvatoris Jesu mei & vivere & mori cupio, ut in eo maneam
39 22 19 44 = 671

Worauf hernach diese Versse eingerichtet sind:
So donnern Hagel Blitz/ auf meine Scheitel zu/
Mich soll doch keine Noth von Jesu Seiten trennen/
Mein wahres Glaubens-Schiff soll an diß Ufer rennen/
Und zwischen Ungestüm hier suchen seine Ruh" usw.

In dieser eben gekennzeichneten Art und Weise handelt Männling auch die übrigen Gedichtsformen ab. Es soll nun zugegeben werden, daß viele der selbstgereimten Beispiele, womit er die entsprechenden Erläuterungen belegt, im Gegensatz zu vorstehendem Machwerk tatsächliches Niveau haben. Aber es fällt auch die einseitige Betonung der Form in seinem Helikon auf. Es sind hier nur wenige Gelegenheiten aufzuzählen, die er wahrnimmt, um (gleichsam im Vorübergehen) auf die Bedeutung des Inhalts hinzuweisen und auf die Notwendigkeit seiner Wiedergabe in solcher Art, die wirklich göttliche Inspiration verrät und wahrhaft poetische Wirkungen erzielen muß. Diese Haltung ist entwicklungsgeschichtlich gesehen für Männling durchaus folgerichtig. Begründet liegt sie in der Starrheit seines Regelsystems,

[67]) Abkürzung für Poeta Laureatus Caesaris.

das ohne eine gründliche Auflockerung vom Zwang der alten Poetiken, wie sie Weise und sein Kreis durch Verachtung der „ungewissen Reguln“ und gelegentliche theoretische Revolten[68]) anstrebte, in die Gefilde echter Kunst schwerlich führen konnte. Sie distanziert ihn gleichzeitig von Zeitgenossen, deren Poetiken er verschiedentlich als Belege für seine Vorschriften aufruft, so z. B. Erdmann Neumeister, Menantes (Hunold), Joh. George Neukirch und Erdmann Uhse. Wenn auch deren fragwürdige Peinlichkeit in bezug auf Form und Sprache bei unserem Dichter ähnlich anzutreffen ist, so finden doch ihre galanten Zierarten in Weisescher Fassung[69]) hier einen durchaus reservierten Verehrer. Einen hervorstechenden Zug hat er allerdings mit ihnen gemeinsam, nämlich die Vorliebe zur Musik. Diese erhält im Europäischen Helikon zwar keinen anderen sichtbaren Ausdruck, als daß die liedmäßigen Formen, und hier besonders die Ode, ausführlicher behandelt werden als andere, aber doch ist diese Tatsache an und für sich im Verein mit der besonderen Hingabe an die Musik, die Männling in seinen Kirchenliedern an den Tag legt, Beweis genug für die Richtigkeit einer solchen Annahme. Freilich besteht in dieser Gemeinsamkeit der Veranlagung wiederum ein wesentlicher Unterschied, nämlich in der Richtung des musikalischen Orientiertseins, das bei den obigen Männern mehr weltliche Wege geht, während unser Dichter die Betreuung des geistlichen Liedes ganz auffällig bevorzugt.

Schwächere Verbindungen bestehen zwischen Männling und den sogenannten Hofpoeten, von denen König als einer der Vorkämpfer gegen die Schule des Marino gilt, deren Gedankengänge auch auf den Stargarder abgefärbt haben. Canitz sowie der abtrünnige Neukirch gehören ebensowenig zu ihm. Der erstere preist zwar in seinen Gedichten Lohenstein und Hofmannswaldau, zieht aber bei anderer Gelegenheit[70]) in ähnlicher Weise wie der zweite[71]) über den marinistischen Schwulst mit dem Selbstbewußtsein eines in der Schule der Franzosen Racine und Boileau gebildeten Vertreters des neuen Geschmacks her.

---

[68]) Borinski, a. a. O. p. 343 A: Der Poetiker und Bürgermeister von Neu-Ruppin Joh. Grüwel (1709) schafft z. B. das Hiatusverbot ab.
[69]) Borinski, a. a. O. p. 342.
[70]) Canitz' Gedichte, Ausgabe von 1717. S. 96.
[71]) Herrn von Hofmannswaldau und anderer Deutschen Gedichte, Theil 6, p. 101.

Schwerlich vermag man auch zwischen Männling und Christian Gryphius eine Verbindung herzustellen. Dieser macht aus seiner konsequenten Ablehnung der „prächtigen und ich weiß nicht woher gesuchten Worte, seltsam Erfindungen und andern dergleichen Dinge" noch viel weniger Hehl und verurteilt solches Gebahren als nicht nur der Natur, sondern auch der Kunst zuwider. „Man solle bey den alten Griechen und Römern in die Schule gehen und von ihnen die reine und zugleich hohe Schreibens-Art (das vyos) lernen, derer sich die Welschen im vergangenen Jahrhundert und noch itzt die Frantzosen bedienen". [72]) Nur in ihrer Bewunderung für Opitz und der daraus bedingten, freilich individuellen literarischen Einstellung treffen sich die beiden auf gemeinsamer Linie.

Noch weiter in seinen Forderungen gegen die „Lieblichkeit und Zierlichkeit" der zweiten Schlesier geht Wernicke. Nach ihm dürfte es kar keine Metaphern mehr geben, sondern nur noch Gleichnisse. Seine „neue" Haltung wird am besten dadurch deutlich, daß er die Lehren Racines und Boileaus ebenso angelegentlich und richtig als poesiegesetzgeberische Maßgabe hinstellt wie es später durch Gottsched geschieht.

Morhof dagegen, den unser Dichter als einen der Hauptgewährsmänner anführt, bietet trotz seiner von dem Vertreter der neuen Richtung in Frankreich Rapin inspirierten Orientiertheit wiederum Vergleichspunkte, und zwar ist es sein Kampf gegen die von Chr. Weise und seiner Richtung oft genug propagierte Berechtigung der Reimlosigkeit, der bei Männling durch ein ausgiebiges Kapitel „Von der Reimung" sinngemäße Unterstützung erfährt, obwohl auf das eigentliche Reimlosigkeitsproblem besonders hier nicht eingegangen wird. Auch das Streben nach einer vernunftgemäßen Reinigung der Muttersprache von wesensfremden Elementen ist beiden Literaten gemein. Von einer poetisch-ideellen Zusammengehörigkeit derselben kann aber noch lange nicht geredet werden, dazu ist Morhofs Neigung zum Realismus, zu sprachlicher Freizügigkeit und zu scharfer, verwerfender Kritik des Marinismus doch noch zu groß.

So ist durch diese Gegenüberstellung die Einordnung der

[72]) Borinski, 372.

Poetik Männlings, nachdem sie weder unter die Anhänger Weises, jener nach französischem Vorbild sich gebärdenden Vertreter des neuen Geschmacks, noch unter die Hofpoeten möglich war, verhältnismäßig eindeutig geworden. Mit Rücksicht darauf sowie nach den geschichtlich-theoretischen Erwägungen am Anfange dieses Kapitels darf mit Recht angenommen werden, daß der „Europäische Helikon" einer Richtung zuzuweisen ist, die ihre Entwicklung bei Opitz beginnt und in ununterbrochener Folge über Zesen, Schottel, Harsdörffer, die Nürnberger und Hofmannswaldau bis zu Lohenstein und seinem Epigonenkreis fortführt, d. h. also bei deutlicher Vernachlässigung der inhaltlichen Werte die wahre Poesie in besonderer Betonung der Form, in der teilweisen Abkehr vom Wirklichen und der gesuchten Anwendung von Metaphern glaubte finden zu müssen.[73]) Die Anhänger dieser Richtung gerieten vielfach auf die merkwürdigsten Irrwege marinistischer Aufgeblasenheit, weshalb sich bald der gesund empfindende Teil der poetisch interessierten Öffentlichkeit von ihnen abwandte und um die Wende des 17. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, da gerade der Männlingsche Dichtungskodex entstand, ihr Kunstregime bereits abgewirtschaftet hatte. Damit ist gleichzeitig dem „Europäischen Helikon" das allgemeine Werurteil gesprochen. Er, der an sich nichts Neues bringt, dagegen aus zahlreichen einschlägigen Schriften das Beste zusammenträgt, um es in gedrängter Form einem lernbegierigen Musenjünger als Leitfaden zu bieten, ist für die Periode beginnender Geschmacksumwälzungen ein zu spät geborenes Werk. 30 Jahre früher hätte das Buch wahrscheinlich eine Reihe von Auflagen erlebt.

---

[73]) Koberstein, a a. O. p. 171: „Bald trat selbst unter den erklärten Anhängern der Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Schule eine Art von Spaltung ein. Während die Einen das Unsittliche und Schwülstige von sich fern zu halten und dem Geist der alten Schule wieder näher zu kommen suchten, auch deren Reinheit und Sorgfalt in Sprache und Stil zu bewahren sich angelegen sein ließen, suchten die Andern das noch zu überbieten, was ihre Vorbilder geleistet hatten..."
In anbetracht des erkennbaren Strebens unseres Dichters nach weiser Mäßigung im Gebrauch prunkafter Sprache (die Vorrede ausgenommen) und nach Vermeidung unreiner Denkungsart und unsittlicher Ausdrucksweise ist Männlings Helikon dem Schaffensgut der Ersteren anzugliedern.

# Poetisches Lexikon.

Einen der lohnendsten Erfolge seiner müheseligen Gelehrtenarbeit sah Männling erst im fortgeschrittenen Alter heranreifen, als er nämlich, um einem Zeitbedürfnis abzuhelfen, die Herausgabe seines „Poetischen Lexikons" zur Tat werden ließ. Der vollständige Titel dieses vielgefragten Werkes lautet:

M. Joh. Christoph Männlings
P. L. C.
Poetisches
L E X I K O N
Darinnen
Die Schönsten Realia
und auserlesensten Phrases
Aus denen berühmtesten
Poeten Schlesiens
So dann
Eine vollständige
Historia
Mythologica
Derer Heydnischen Götter und Göttinen
Und endlich ein Richtiges
Reim-Register
Nach Ordnung des Alphabeths
Allen Liebhabern der Poesie zum Vergnügen, sonderlich aber der studierenden Jugend zum Nutz enthalten.

---

Andere um die Helffte vermehrte Auflage.

---

FRANKFURT und LEIPZIG
Bey Jeremias Schreyn. MDCCXIX.

Die im vorstehenden zitierte Auflage ist die zweite dieses Buches, das schon um 1715, allerdings nicht in diesem Umfange, der Öffentlichkeit übergeben ward.[74])

Wie Männling selbst in der angefügten Vorrede berichtet, verdankt das Werk seine Entstehung der langjährigen poetischen Lehrtätigkeit des Herausgebers[75]), der wie im „Europäischen Helikon" seiner zahlreichen Anhängerschar ein weiteres Hilfsmittel zu dichterischer Betätigung in die Hand geben wollte. Wenn er aber behauptet, es „sey noch kein Buch auff dergleichen Art herausgekommen"[76]), so trifft das nur bedingt zu und zwar insofern, als möglicherweise der Gedanke, ein Lexikon für Dichter in dieser stofflichen Zusammensetzung zu schreiben, neu gewesen sein mag. Bücher ähnlichen Inhalts und Zweckes waren nämlich schon im vorhergehenden Jahrhundert auf dem Markt erschienen, wie er ja auch bei der Erwähnung der Aeraria Poetica unumwunden zugibt. Andererseits hat aber die geistige Haltung seiner Zeit zu einer lexikalen Verarbeitung dichterischer Gelehrsamkeit geradezu herausgefordert. Das erweist sich aus der Tatsache, daß die Kultur- und Gelehrtenwelt um 1700 zum großen Teil auf den Gebrauch lexikalischer Werke eingestellt gewesen ist. Johann Peter von Ludewig, der Kanzler der Universität Halle, gibt unterm 30. September 1731 in der Vorrede zum Universallexikon von Zedler hierüber interessante Aufschlüsse. Er schreibt:

„Man findet in den Buchläden 1) außer denen vielen Historischen Lexiconen/ oder/ wie sie die Frantzosen in ihrer Sprache genennet/ Dictionairen/ 2)Biblische 3)Theologische 4)Juristische 5)Medicinische 6)Philosophische 7)Mathematische 8)Staats-

[74]) Welche Aufnahme es gefunden, verrät uns die „Neue Bibliothek/ Oder Nachricht und Urtheile/ von neuen/ Büchern/ Und allerhand zur Gelehrsamkeit/ dienenden Sachen/ Ein und vierzigstes Stück, a. 1715, p. 64: „Das gemeine Sprichwort: Poetae non fiunt, sed nascuntur, wird von dem Autore mit gutem Grunde verworffen. Ein gutes Naturell thut zwar viel zu einem Poeten: Aber wann die Kunst darinn die vornehmsten Epitheta oder Beywörter, die nettesten Expressiones und Poetische Redens-Arten aus den besten Poeten excerpiret/ und in Alphabetischer Ordnung vorgetragen werden/ kann nicht anders als einem, der sich auf die Poesie legt/ großen Nutzen schaffen. Die Methode/ welche der Autor in gegenwärtigem Lexica gebraucht/ ist nicht zu verwerfen." Als Mängel werden an dem Werk sein geringer Umfang und die Unvollkommenheit der inhaltlichen Auswahl aufgedeckt.

[75]) u. [76]) Vgl. Männlings Vorrede zu seinem Poetischen Lexikon.

9)Zeitungs- 10)Antiquitäten- 11)Heiligen- 12)Schul- 13) Adels- 14)Kunst- oder Handwercks- 15)Natur- 16)Gelehrte 17)Geographische 18)Haußhaltungs- 19)Frauenzimmer- und endlich auch 20)Diebes- und Spitzbuben-Lexica. Daraus dann jeder . . . . . zum Voraus sehen wird, daß endlich die gantze Gelahrtheit sich in die Lexica verstecken werde."

Auf Grund dieses zeitgenössischen Berichtes darf man eine starke Aktualität der Männlingschen Schöpfung mindestens für die ersten Jahre nach ihrem Erscheinen berechtigterweise annehmen. Diese hat an Intensität sicherlich noch durch den Umstand wesentlich gewonnen, daß dem Werke eine Erklärung der Namen aus der griechischen und römischen Methologie beigefügt wurde und so auch demjenigen die Tore zum Verständnis der gelehrten Dichtungen des Barock nunmehr offen standen, der infolge seiner Herkunft und Bildung nicht in den Besitz eines umfassenden Wissensschatzes gelangen konnte. Für alle diese ist das „Poetische Lexikon" zu einem brauchbaren Nachschlagewerk geworden, und auch heute noch vermag es seinem Zwecke zu dienen, wenn beim Studium der Schriften schlesischer Poeten des 17. Jahrhunderts Bezeichnungen aus der antiken Helden- und Götterwelt auftauchen, die dem modernen Gebildeten nicht mehr geläufig sind.

Wie bei fast allen Werken vergißt er auch diesmal nicht, die Arbeit einem seiner Gönner zu widmen, und zwar ist es der

Hoch-Ehrwürdige / Hoch-Achtbahre / Hoch- und
Wohlgelahrte Herr
Bogeslaus
Liebeherr
Hoch-berühmter Doctor der Heiligen
GOttes-Lehre wie auch Hochverordneter
Pastor Primarius in Colberg
Sein
Hochzueehrender Herr und Ambts-Brüderlicher
werther Freund,

dem er mit „Wünschung vieler Gnade von GOtt dieses Buch präsentiert". In der folgenden Zuschrift, die in dem schon bei früheren Beispielen vorgefundenen oratorischen Stil „auserlesenste Zierlichkeit" zeigt und nicht minder „nervöse" ist, singt

er wieder das Lob der deutschen Poesie, insbesondere jener der Schlesier. Ihre Werke, so berichtet er, waren ihm die Stoffquelle zu seinem „Poetischen Lexikon". In Anbetracht dieses Umstandes ist er sich des „höheren Wertes" seiner Arbeit wohl bewußt und glaubt sich daher verpflichtet, ihr „Gewichte bey denen/ so die Kunst lieben", noch besonders betonen zu müssen. Interessant für die Beurteilung seiner kunsttheoretischen Erkenntnisse ist die Klassifizierung, die er im Anschluß daran bei Erwähnung der „heutigen galanten Poesis" mitteilt. Danach unterscheidet er drei Arten derselben:

1. die gemeine,
2. die sonderbahre und
3. die sinnreiche galante Dichtung.

Die gemeine ist nach ihm die volkstümliche, ohne „große Künste / Phrasiologie und Realia". Sie bringt keine Probleme und ist für jedermann verständlich.

Die „sonderbahre" Poesie wählt sich ein Thema, spinnt dieses aus und erläutert es gleichnishaft an geeigneten Bildern.

Besondere Beachtung erfahren bei ihm aber die sinnreichen Gedichte. Er gliedert sie in

a) historische und
b) „tichtende oder nachsinnende".

Unter den ersteren versteht er jene, bei denen mit einer Geschichte (Historie) begonnen wird, die hernach auf die Personen oder Sachen, für welche die Dichtung bestimmt ist, angewendet werden soll.

Für die „tichtenden oder nachsinnenden" Gedichte bildet er sich vorerst eine fingierte Situation und zwar so, als wäre er selbst zugegen. Diese nun in gebundener Rede künstlerisch wiederzugeben, hält er für „die neueste/ galanteste und geschickteste Art der Poesie/ aus Ursachen/ weil sie ein scharffes Nachsinnen erfordert/ und gleichsam als eine neue Erzehlung hervor kommt/ so den theuren Hofmannswaldau zum Anführer . . . . hat."

Vergessen darf nach seiner Anweisung dabei aber nicht eine sachgemäße Berücksichtigung der Phraseologie werden. Weil er diese zu einem guten Gedichte für unbedingt erforderlich hält,

hat er nicht allein mit seinem Helikon dienen,

„sondern auch ein auserlesenes Poetisches Lexikon hierzu wollen legen umb der gelehrten Welt das zu reichen, was einen Poeten geschickt und lieblich im schreiben kan machen."

Mit den üblichen „Heyl- und Segenswünschen" für Buch und Gönner beendet er dann seine bombastische Widmungsepistel.

Ausführlicher als diese Zuschrift gestaltet sich die dem Werke beigegebene Vorrede an den Leser. Zu Beginn derselben wendet er sich gegen die damals und auch schon zu Opitz' Zeiten vielfach vertretene Ansicht über die Heranbildung von Poeten, die in dem vielfach zitierten Satz zum Ausdruck kam: „Poetae non fiunt, sed nascuntur." Dieser Redensart gegenüber, denn nur als solche bezeichnet er den Spruch, getraut er sich „gantz richtig" das Gegenteil zu behaupten, daß nämlich die Poeten nicht geboren, sondern erst durch gute Unterweisung gemacht würden. Zwar will er nicht leugnen, wie viel ein gutes Naturell zu achtbaren Leistungen „contribuiret", doch ohne den „Polier-Stein" bliebe auch der größte Diamant unbrauchbar und wertlos. Diese Erfahrungstatsache hat sich ihm im Laufe der Jahre seiner poetischen Unterweisungsarbeit oft genug gezeigt und damit die Berechtigung der Anlage jener Lehrbücher [77]) bestätigt, durch die er „manchem ehrlichen Menschen auf den Sattel des Pegasi geholffen".

Nachdem er die eigentliche Veranlassung zu seinem Poetischen Lexikon noch besonders dargelegt hat, macht Männling uns mit den zahlreichen Quellen bekannt, denen er die Erläuterungen zu seinen mythologischen Stoffen entlehnte. Von den Historikern, die er zuerst anführt, nennt er „Alexander, Nicephorus, Herodot, Laertius, Boccatio, Aelianus, Florus, Livius, Hildebrand" und andere. Die Poeten, aus deren Werken er „das meiste der Heydnischen Gedichte genommen", sind Homer, Vergil, Horaz, Ovid, Claudianus, Seneca, Plautus, Terenzius und Properz. Um sich gegen Anwürfe wegen der Einbeziehung der Mythologie in sein Poetisches Lexikon von vornherein zu sichern, verfehlt er nicht zu erklären, er habe dies „gantz und gar nicht mit der Absicht" getan, „daß man mit ihrem Namen alle Reime solle aus-

[77]) Europäischer Helikon, Poetisches Lexikon, Arminius enucleatus und Lohensteinius sententiosus.

pflastern/ welches der seel. Hoffmannswaldau von Christen als was schändliches zu seyn erachtet/ sondern bloß/ daß man wisse/ was die Heyden vor Salbadereyen geglaubet/ und davor einen Eckel fasse.“ Allzu ernst scheint es ihm jedoch mit der Bekundung dieser bei den Dichtern der Zweiten Schlesischen Schule vielfach vertretenen Ansicht nicht zu sein, denn drei Seiten weiter äußert er sich schon dahingehend, daß übrigens

„die Poesis Mythologica nicht so gar unnöthig und vergebens sey/ sondern die Alten damit wie in Windeln was nützliches und verborgenes (gleich den Eleusinischen Priestern/ die das Geheimniß ihres Gottesdienstes in Bilder-Schrifften versteckt hatten) haben einhüllen wollen. E. g. mit der Lara[78]) haben sie das Schweigen vorbilden wollen/ denn an sich ist die That nimmer geschehen. Also ist es auch mit den andern Gedichten bewandt. Durch die Himmels-Stürmer war die erste Welt gemeinet/ durch die Sirenen die Wollüste. Durch den Ixion, Sisyphum, Ocnum und die Danaiden/ die Höllen-Straffen/ als woraus keine Erlösung zu hoffen.“

Ihm sind diese Dinge sogar weit mehr als nur gleichnishafte Personifizierungen menschlicher Schwächen und Tugenden oder Sinnbilder für Vorgänge irdischen Geschehens, denn

„daß der Satan unter der Finsterniß Heydnischer Erzählung das Licht des Wortes GOttes versteckt hat/ ist gar nicht zu leugnen.“

So wird denn sein Bemühen um die Vermittlung mythologischen Wissens, das er mit der Angabe geeigneter Literatur als ein durchaus ernsthaftes zu erkennen gibt, auch verständlicher und zwar umsomehr, als er in der Sammlung seiner Gelegenheitspoesie, dem „Poetischen Blumengarten“, selbst reichliche Beweise für den Gebrauch dieser Stoffe in eigener Dichtung liefert.

Wertvoller wird sein Lexikon noch durch die Beigabe eines Reimregisters, von dem schon im Europäischen Helikon die Rede war. Gegenüber der Auflage von 1715 ist dasselbe, wahrscheinlich auf Anregung der in der „Neuen Bibliothek“ erschienenen Buch-

[78]) Poet. Lex. p. 227: „Lara, eine von den Najaden, Almonis Tochter, welcher, weil sie der Juno des Jupiters heimliche Liebe, so er mit der Juturna pflegte, entdeckt hat, er die Zunge abschnitt, und sie in die Hölle verstieß.“

besprechung, um viele Wörter vermehrt, wie überhaupt die zweite Auflage auch in ihrem ersten Teil an Umfang zugenommen hat. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß der Verleger, falls dem Bericht Männlings zu trauen ist, bei der 1719 erschienenen Ausgabe nur auf Grund der Nachfrage kauflustiger Interessenten das Werk erneut aufgelegt hat, so kann das als Beweis dafür genommen werden, daß entgegen der aus den literaturgeschichtlichen Abhandlungen über diese Zeit leicht herauslesbaren Meinung über einen den Schlesiern nachteiligen Umbruch der geistigen Haltung und des Geschmacks diese in den ersten Dezenien des 18. Jahrhunderts noch über eine gewaltige Anhängerschar verfügt haben, deren letzte Spuren bis über die Jahrhundertmitte verfolgt werden können. Die Tatsache einer gewissen beachtlichen Gangbarkeit seiner Schrift hat den Herausgeber so beeindruckt, daß er sich schon vor Erscheinen des erweiterten Poetischen Lexikons mit neuen Plänen für die Anlage von ähnlichen Büchern trug, deren stofflicher Inhalt naturgemäß in der von ihm als Dichter und Gelehrter bevorzugten Ideenrichtung lag. So spricht er von einem Sammelwerk, das „alle Städte/ Oerter und Flüsse colligirte, . . . . wobey man doch allemahl setzen müste/ wo der Ort liege, oder was merckwürdiges da passiert wäre." Als unüberschätzbaren Vorteil einer solchen Arbeit nennt er die Leichtigkeit der Aneignung eines Wissens, über dessen Umfang man nachher selbst erstaunt sein würde. Auch an die Anlage eines besonderen Real-Historienschatzes denkt er und gibt, da er nicht selbst für diese Arbeit zur Verfügung stehen kann, allen Liebhabern für solche Bemühungen an Hand einer kurzen Literaturangabe, bei der er allerdings auch seinen Dapperum exoticum zu erwähnen nicht vergißt, kurze Anweisung, wie am schnellsten und vorteilhaftesten derartige Sammelschriften herauszubringen wären.

Im letzten Teil seiner Vorrede empfiehlt er wiederum das neue Werk der Beachtung seiner „freundlichen Leser". Besonders legt er allen, die die Kunst des Dichtens erlebet haben, den Gebrauch seines Poetischen Lexikons bei der Niederschrift von „Psalmen und Lob-Gesängen zur Ehre Gottes" ans Herz:

„So wird die Zeit wohl angewendet/ und die Bemühung recht geseegnet heißen/ der Nutz aber in Freuden sich enden."

Mit einem Segenswunsch für seine Freunde und sich selbst beendet er schließlich die einleitenden Worte zu seinem mühevollen Werk.[79])

Dieses zeigt in seinem eigentlichen Inhalt eine alphabetische Anordnung, so daß ein schnelles Herausfinden der gesuchten Stoffe gewährleistet ist. Trotzdem wird den buchtechnischen Anforderungen jener Zeit noch dadurch Genüge getan, daß am Schluß auch ein Register angehängt wurde. Das äußere Bild des Realienteiles präsentiert sich auf einer Buchseite ungefähr wie folgt:

p. 100:

„Cygnus."

„Martis und Cleobulinae Sohn. Der König und Tyrann war in Thessalien; will seinem Vater zu Ehren einen Tempel auffbauen, aber aus den Köpffen der ertödteten Menschen, so zu ihm kamen. Den hat der Hercules zu rechter Zeit erlegt. Hesiod. Ein ander Cygnus war der König der Ligurien, der ein trefflicher Musicus war, soll endlich seyn in einen Schwan verwandelt worden.

Cypressen.

Die traurigen Cypressen. Die Leichen-Zier. Anstatt der Lorbeer-Kron steckt man Cypressen auff. Der Cyparissus soll (ein Jüngling schön gebildt) ins Trauren seyn verkehrt, in den Cypressen Baum, dieweil er einen Hirsch, den er geliebt, (unwissend) getödtet.

Cyrene.

Die Tochter Senei, des Königs der Arcadier, Apollo raubte

---

[79]) Das Poetische Lexikon bringt in seiner Ausgabe von 1719 nach der Vorrede nicht gleich seine „Realia und Phrases", sondern erst zwei Glückwunschgedichte von Joh. Friedr. Schmidt, dem Verfasser der „Leichenpredigt" und von M. A. Stägemann, Coll. Groen. P. P. & Rector Sch. Am Groeningianum (zu Stargard) hat auch Männling lange Jahre als Lehrer gewirkt.
Ferner finden wir an dieser Stelle noch ein Sonett von M. Joh. Peisker, P. L.C. Wittenbergischer Schulrektor und der „hochpreißwürdigen deutsch-gesinnten Genossenschafft Mitglied, beygenahmt der Ungemeine", für Männling aus Anlaß seiner Reise am „6. Mart. des 1686sten Heil-Jahres von der Weltberühmten Universität Wittenberg in sein geliebtes Vaterland" (Bernstadt in Schlesien) geschrieben, und ein Invitatorium, das ihm bei seiner Heimfahrt durch Liegnitz am 15. März desselben Jahres von Rektor Sch. Lignicens. Ephr. Heermanus übereignet wurde. Diese vier Gedichte haben nur biographischen Wert.

sie, führt sie in Libien, erzeugt mit ihr Aristeum, Nomium, Anteum und Argum. Sonst ist auch eine Stadt in Libien zwischen Egypten und den Syrten, so also heist.

Cyrus.

Der Perser erster König. Den der Astyages als Kind hinweg gelegt, doch hat ein Hund denselbigen ernährt, mit seiner Milch. Den hat die Tomyris erlegt. Und seinen Kopf in einen Sack voll Blut zur Rache eingesteckt."

Der letzte Teil des Poetischen Lexikons bringt ein „Richtiges deutsches Reim-Register derer Poetischen Endungen," das mit seinem kurzen Vorwort 56 Oktavdruckseiten aufweist, also immerhin einen beachtlichen Umfang besitzt. Einleitend berichtet der Herausgeber zuerst über seine Vorgeschichte und gibt Harsdörffer, Zesen und Bergmann[80]) als diejenigen Poetiker an, die schon im vergangenen Jahrhundert „Projecta" dazu entworfen haben, bis „aber vor einigen Jahren der umb die Schul-Jugend hochverdiente Hr. Johann Hübner durch seinen Fleiß und Mühe es in seinem Poetischen Hand-Buche recht klahr und deutlich gewiesen, wie alle Reimungen anzuordnen." Trotz solcher Vorläufer will er seine eigene Art behalten und

„kurtz, als in einer Tafel/ jedem Reim-Worte seinen Gatten und Gesellschafter beysetzen, wie ich befunden, daß solcher bey den berühmtesten Poeten angetroffen worden."

Auch betont er, daß sein Reimlexikon nach seinem Willen nicht zu groß werden solle, weshalb er nur die Stammwörter seiner Kollektion eingefügt habe. Zum Zwecke der Erweiterung desselben erteilt er aber deutliche Anweisung und empfiehlt, nach der Auffindung der „Stamm-Reimungen" durch Voransetzung der „praefixa" die dazu gehörigen Composita selbst zu machen und zum Schluß die Duplicata folgen zu lassen, zu denen er Formen wie „außenbleiben, untenbleiben, hinwegbleiben" und ähnliche rechnet. Da nach Männlings eigenen Worten

„übrigens dis Lexikon kan mehr deutlich weisen als ich möchte schreiben",

sei auch hier versucht, durch eine Probe eine anschaulichere Vorstellung von dem „Registerinhalt" zu geben:

---

[80]) Über diesen vgl. Markwardt, a. a. O. p. 48 ff.

p. 17.

„Ars, Mars, Haars, Jahrs, klahrs, paars, rars, Stars, was, wars, Czaars.

Aart, Bart, gehaart, Höllen-Fahrt, offenbahrt, gelahrt, gepaart, erspaart, bewahrt, zart, überfahrt, Hoffahrt, Hasenschart, befahrt.

Arten. Offenbahrten, Charten, gelahrten, zufahrten, Garten, paarten, Scharten, schwarten, verwahrten, die zarten, Himmelfahrten.

Art. Hart, apart, Leopard, Bastard, Gegenwart, Spickenard, geschart, regard, quart, erstart.

Arten. Warten, harten Parthen, so karten" usw.

Eine Zusammenstellung der vom Verfasser bisher publizierten Schriften bildet den Abschluß des Buches, dessen Anerkennung für die damalige Zeit berechtigt gewesen sein mag. Für unsere Zeit jedoch kann die Bedeutung des Poetischen Lexikons ähnlich wie beim Expediten Redner, Europäischen Helikon, Arminius enucleatus und Lohensteinius sententiosus nur noch auf historischem Gebiete liegen.

# Expediter Redner.

Eines der interessantesten Werke aus Männlings Feder ist sein „Expediter Redner." Der vollständige Titel des Buches heißt:

M. Joh. Christoph Männlings
B. S. P. L. C. P. S. Colleg. Teuton. Cons.
Expediter
Redner
Oder
deutliche Anweisung zur galanten
Deutschen Wohlredenheit
Nebst darstellenden
deutlichen Praeceptis und Regeln
auserlesenen Exempeln und
Curieusen Realien
Der Jugend zum Gebrauch und den Alten
zum Vergnügen vorgestellet.

---

Frankfurt und Leipzig
Bey Johann Gottfried Conradi 1718.

Die Veranlassung dazu gaben wohl Gründe allgemein geistesgeschichtlicher Natur, lag es doch geradezu im Zuge der Zeit, nach langer Bewunderung und Nachahmung des Ausländischen die Selbstbesinnung auf deutsches Wesen und deutsche Art vornehmlich durch Pflege der deutschen Sprache sowohl in der Schrift als auch im Wort zu bekunden. Dieses Streben, das bis zur rücksichtslosen Befreiung der Muttersprache von allen artfremden Überwucherungen sich steigerte, war neben dem antrieb-

gebenden Vorbild auf italienischem Boden[81]) die Hauptursache zur Bildung der sprachreinigenden Gesellschaften. Ihre repräsentativsten Vertreter sind die Fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden und die Deutsch-gesinnte Genossenschaft. Letzterer gehörte auch Männling als „Illustratus Consors" an. Mit seiner Anweisung zur Wohlredenheit erweist er sich als ein neues Glied in der Kette von Lehrern der Redekunst, die für Deutschland — um ein Wort Ulrichs von Hutten[82]) zu gebrauchen — ihren Anfang mit dem „Erwachen der Wissenschaften" um 1500 nimmt. In dieser Zeit des Humanismus wird die Verehrung für die großen Redner des Altertums allgemein. Besonders Cicero ist große Mode. Daß sich die Schulmänner der neuen Geistesrichtung annehmen und ihr ausgiebig Rechnung tragen, erscheint nur zu natürlich. Trotzendorf[83]) in Goldberg in Schlesien sowie Sturm[84]) in Straßburg geben entsprechende Beispiele dafür. Melanchthons „Rhetorika" bilden vielfach die Grundlage ihrer rednerischen Erzieherarbeit. Allerdings zielt man in den Schulen hauptsächlich auf die Aneignung der gelehrten Beredsamkeit ab, die fast ausschließlich in lateinischer Sprache geübt wird. Jedoch auch deutsche Schriften bieten schon früh Gelegenheit zum Unterricht in dieser mächtigen Kunst. Zu ihnen zählt eine Anleitung von Heinrich Geisler aus dem Jahre 1493. Nicht viel später erschien in Freiburg im Breisgau der „Spiegel der waren retoricuß Marco Tullio Cicerone und andern getütscht" von einem ungenannten Verfasser. Mit diesen beiden Werken ist der Weg beschritten, der über ein für die deutsche Rednerbildungsliteratur anfangs wenig fruchtbares Gebiet der Renaissance in die Zeit des Barock hinüberleitet, in der alle Vorbedingungen für ein üppiges Gedeihen einschlägigen Schrifttums gegeben erscheinen. Namhafte Dichter und Sprachgelehrte wie Opitz, Schottel, Zesen, Gryphius, Weise und andere haben durch rein sprachliche Abhandlungen sowie Anleitungen zur Erlernung der Dichtkunst den Boden hierfür aufs wirksamste vorbereitet. Männling selbst

---

[81]) 1582 war die Academia della crusca in Florenz als die früheste und einflußreichste solcher der Sprachpflege dienenden Gesellschaften gegründet worden.

[82]) Damaschke, Adolf: Geschichte der Redekunst, Jena 1921, p. 177.

[83]) 1490—1556. In Goldberg seit 1523.

[84]) 1507—1589.

nennt als geeignete Autoren zum Studium der deutschen „Wolredenheit“:
Riemer, Standes-Rhetorika, Weißenfels 1685,
Weise, Politischer Redner, Leipzig 1691 und 1694,
Hofmannswaldau, Deutsche Red-Übung, Leipzig 1702,
Lange, Einleitung zur Oratorie, Leipzig 1713,
Hoffmann, Politischer Redner, s. l., s. a. und andere.[85])

In eben dieselbe Reihe ist sowohl inhaltlich als auch gliederungstechnisch sein „Expediter Redner“ einzuordnen.[86]) Wie der Index generalis verrät, setzt er für diese Schrift drei Hauptteile an, nämlich

a) von der Anweisung oder Theorie,
b) von der Praxis und
c) von denen zu der Zierlichkeit der Wohlredenheit gehörigen Sachen.

Eine kurze Wertung der Vorzüge kultivierter Redefertigkeit leitet sein Werk ein. Danach ist ihm die geschickte und vernünftige Rede das Hauptkriterium für die Differenzierung menschlicher Qualitäten und wichtigstes Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Tier überhaupt. Zudem ermöglicht sie ihm eine erfolgreiche Führung seiner Geschäfte und verhilft ihm zu Ruhm und Ehre.

Nicht alle Worte dienen einer geschickten Rede. Man muß aus ihnen eine geeignete Auswahl treffen. Wer in der deutschen Wohlredenheit sich vervollkommnen will, muß vor allem rein deutsche Wörter und der „Deutschen zierlichste Red-Arten“ zu gebrauchen wissen. Dazu wird ein bestimmtes Maß von Wissen benötigt, das durch intensives Studium angeeignet und ausgebaut werden will, eine Forderung, durch die Männling Anschauungen des Fabius Quintilianus vertritt. Dieser verlangt nämlich in seiner „Institutio oratoria“ liber. XII, cap. IV., daß der Redner vor allem ein erfahrener und wohlbelesener Mann sein soll. Damit sind aber nicht alle Vorbedingungen zu einem rednerischen Können gegeben. Männling nennt als unumgänglich notwendige Erfordernisse dazu noch

---

[85]) Expediter Redner p. 8, § 10.

[86]) Auf die Vorrede wird wegen ihrer Belanglosigkeit für die Erfassung von Männlings dichterischer Eigenart nicht eingegangen.

1. einen guten Kopf („ingenium oder memorie"),
2. eine „expedite Zunge",
3. eine gute Aussprache,
4. „wohl auserlesene Reden und Realien" und
5. „bewegende Geberden, um damit den Worten ein Leben zu geben; und mit einem Worte, Natur und Kunst."

Als Bestätigung für diese These zitiert er Quintilian, der in seiner „Institutio", liber I, schreibt:

„Nihil praecepta atque artes valent nisi adiuvante natura."

Diese Voraussetzung für eine „erfolgreiche Oratorie" behandelt der Verfasser in seinem ersten Kapitel allerdings nur andeutungsweise, ebenso die Fragen nach Stil, Zierlichkeit, Verhalten des Redners beim Vortrag und ähnliches. Jedoch hat er von vornherein die bestimmte Absicht, sich in besonderen Übungen im dritten Teil eingehender darüber zu verbreiten. Wichtiger und darum bald an den Anfang gehörend erscheinen ihm die Darlegungen über die Anlage einer Rede, über das Was und Wie ihrer Vorbereitung, die Hinweise auf geeignete Hilfsmittel und vor allem das Aufzeigen der vielen kleinen Kunstgriffe, die zur restlosen Enthüllung des Geheimnisses der Redefertigkeit jedem angehenden Rhetoren geläufig sein müssen. Schon im zweiten Kapitel berichtet er davon.

Er überschreibt dasselbe mit „Invention oder Erfindung", weil kluge Erfindungen nach seiner Meinung die Schlüssel zum Eingang der Wohlredenheit sind und „Seele, Kern und Inhalt aller galanten Vorträge"[87]) bilden.

Männling schenkt uns mit diesem Gedanken nichts Neues. Im Gegenteil findet sich dieser Ausdruck oder doch mindestens der seinem Begriffsinhalt entsprechende Sachwert nicht bloß bei seinen Zeitgenossen wie Weise[88]) und Riemer[89]) sondern auch in der langen Reihe der Poetiken des 17. Jahrhunderts, angefangen bei dem „Buche von der deutschen Poeterey", wo im V. Kapitel „Von der zugehör der deutschen Poesie, und erstlich von der Invention oder erfindung, und disposition oder abthei-

[87]) A. a. O. p. 10 § 1: Nur von der galanten Wohlredenheit handelt der Expedite Redner.

[88]) Polit. Redner 1694, p. 74, XII.

[89]) A. a. O. p. 6 § 6 und p. 175, I.

lung der Dinge, von denen wir schreiben wollen" die Invention als eine sinnreiche Fassung aller Sachen definiert wird, die wir uns einbilden können.[90]) In gleicher Richtung bewegt sich unseres Dichters Erklärung, wenn er sagt: „ . . . in der Redekunst läßt es sich nicht schlechterdinge, . . . was in den Mund kommt, ausreden, sondern man muß ihm wohl bedächtig zum Ziel und Zweck seiner Gedancken und Reden die Erfindung setzen."

Deutlicher wird seine Auffassung von der Erfindung durch den Paragraphen, den er diesem ursprünglichsten aller Glaubenssätze aus seinem Rednerkatechismus folgen läßt:

„§ 2: Die Fundgrube, woraus die Erfindung zu nehmen, ist noch reicher, als die Decanische Demant-Gruben, denn darinnen finden sich so viel Neben-Adern, die ihm eröfnen je mehr und mehr zu nehmen. Indeß werden doch die meisten genommen, entweder von dem Alter, Zeit, Jahren, Tagen, Monathen, Ehestande, Nahmen, Ampte, Würde, Zufällen, Begebenheiten, Umständen, Wapffen, Siegel, Gestalt, Geschichten, Bildern, Inscriptionen, Sinnbildern, Symbolis, Emblematibus, Annagrammatibus, Epitaphiis, Historien, Bäumen, Blumen, Steinen, Städten, Medaillen, Müntzen, Schau-Pfennigen, Allegorien, Parabeln, Büchern etc. daß es also eine pure Unmöglichkeit heißet, arm an Erfindung zu seyn, wenn man daran Witz und Kräfte strecket."

Sinngemäß drückt er also genau dasselbe aus, was Opitz über die inventio sagt, nur daß er dessen Klausel über alle Sachen, die wir uns einbilden können, anschaulich zu ergänzen sucht durch ausführliches Aufzählen vieler Betätigungsmöglichkeiten unserer Phantasie in der Absicht, dem Neuling ein Leitseil für die ersten Gehversuche auf diesem schwierigen Gelände in die Hand zu geben. Obwohl nun damit der Nachweis für eine Übereinstimmung Männlings und Opitz' als erbracht angenommen werden kann, so dürfte doch die Frage ungelöst bleiben, ob Männling bei Formulierung seiner Erklärung sich tatsächlich auf einschlägige Schriften des letzteren gestützt hat. An keiner Stelle des „Expediten Redners" wird nämlich auf Opitz hingewiesen. Das ist deswegen bemerkenswert, weil gerade unser Dichter in

[90]) Vgl. Borinski. a. a. O., p. 75 oder Neudruck von W. Braune (4. Afl. Halle 1913) p. 19.

bezug auf Angaben über benutzte Literatur von einer dankenswerten Offenheit ist. Zudem findet sich die Lehre von der Invention schon in früheren Literaturepochen, so in der Renaissance, wo Scaliger in seinen Poetices libri septem (1561) im 4. Buche „Idea" von der Erfindung in oben vermerktem Sinne spricht, ja sogar die Antike bringt diesen Begriff in unveränderter Deutung. Fabius Quintilianus gilt uns wiederum als Kronzeuge hierfür. Nach der Fülle seiner rhetorischen Erfahrungen wird der Arbeitskreis einer Rede durch folgende fünf Stücke bestimmt:

1. Die Auffindung dessen, was gesagt werden soll (inventio).
2. Das Ordnen des Stoffes (dispositio).
3. Die Form der Rede (elocutio).
4. Die Einprägung der Rede (memoria).
5. Der Vortrag der Rede (actio).[91])

Wie sehr er auch mit der Anwendung von „Witz und Kräften" denselben Standpunkt wie Männling vertritt, beweisen seine Anmerkungen über den Gebrauch vorstehender fünf Punkte, worüber er nach Damaschkes Übersetzung[92]) folgendes schreibt:

„Wer hierzu (zum richtigen Nachahmen) nun eigene Vorzüge hinzufügt, so daß er ergänzt, was fehlt, beschneidet, was zuviel ist, der wird der vollendete Redner sein, welchen wir suchen."

Für die Annahme, daß direkt Quintilian Quelle für Männlingsche praecepta gewesen ist, spricht außer dieser eklatanten Übereinstimmung im Sinngemäßen und dem häufigen Hinweis auf das Werk dieses lateinischen Meisters im Expediten Redner nicht zum wenigsten auch die Ähnlichkeit, welche dort die Gliederung des Entstehungsvorganges einer „Oratorie" widerspiegelt; danach folgen bei unserm Verfasser der Invention nacheinander die Disposition, Elaboration und schließlich die Elocution[93]), also Begriffe, die schon nach ihrem Äußeren der Antike abgelauscht erscheinen.

Dem großen Bild, das Männling von der Bedeutung der Erfindung für die „Ooratorie" zu malen versteht, weiß er auch einen entsprechenden Rahmen zu geben. Ältere und zeitge-

[91]) Damaschke a. a. O. p. 128 f.
[92]) Damaschke a. a. O. p. 129.
[93]) Expediter Redner p. 51.

nössische wissenschaftliche Abhandlungen über die Details der oben erwähnten Inventions-Fundgrube liefern ihm das Material dazu. In seinem Streben nach erschöpfender Darstellung des Stoffes zieht er ungefähr 200 Autoren heran. Sie sollen ihm Helfer sein in der rednerischen Verarbeitung von:

| | | | |
|---|---|---|---|
| „Symbolis | p. 13 | Occasionibus | p. 36 |
| Emblematibus | 15 | Nominibus | 37 |
| Inscriptionibus | 20 | Medaillen | 38 |
| Hierogliphicis | 21 | Numismatibus | ibid. |
| Hieraldicis | 22 | Circumstantia Temporis | 40 |
| Apophthegmatibus | 25 | Allegorien | 44 |
| Sententien | 26 | Materiis variis | 46 |
| Anagrammatibus | 27 | Historiis | ibid. |
| Chronostichis | 28 | Parallelismo | 47 |
| Epigrammatibus | 29 | Comparatione | 48 |
| Novellen | 30 | Parabolis | 49 |
| Adagiis | 31 | Castris doloris | ibid. |
| Ritibus | 32 | | |
| Epitaphiis | 30 | (Aus dem Index generalis). | |

Damit wird seine deutliche Anweisung zur galanten Wohlredenheit gleichzeitig zu einem interessanten Literatur- und Quellenverzeichnis, das nicht nur wertvolle Auskünfte über die Hilfsmittel der schulgemäßen Redekunst des barocken Zeitalters und der voraufgehenden Jahrhunderte zu geben vermag, sondern speziell dem stilgeschichtlich orientierten Sprachforscher ein noch völlig brachliegendes Arbeitsfeld von ungeahnter Größe erschließt. Für die Kritik des Männlingschen Werkes verdient dieser Umstand besondere Hervorhebung, ebenso die Tatsache, daß er unter den Herausgebern von Unterrichtsschriften für die Rednerbildung seiner Zeit mit diesem bemerkenswerten Vorzug ganz vereinzelt steht.

Interessant ist, wie sich Männling die Funktion vorstehender Redeapparatur denkt. Einige wenige Beispiele sollen darüber Auskunft geben. So schreibt er auf p. 22, Absatz 5 (Expediter Redner):

„Nicht minder machen die Hieraldica bey vornehmen Herren ein großes Auffmercken. Es ist aber die Herolds- oder sonst genannte Blasonier-Kunst ein Theil derjenigen Philosophie, wie

der seelige Herr D. Spener redet, welche in Beurtheilung und richtiger Austheilung der Wapens-Kleinodien, Insignien und alle Regalien der Fürsten, Grafen, Freyherren, Könige und Edelleute bestehet, und zugleich mit vorstellet die Genealogie, Aufführung, Thaten, Leben, Tugenden eines Menschen . . . . . Die Inventiones nun, welche aus denen Wapen derer von Adel können genommen werden, sind gar leicht, indem ich nur Acht gebe, 1.) auf die Farben, da bedeutet die weiße Farbe, Auffrichtigkeit, Treue, Unschuld, Hochachtung, Reinigkeit, Keuschheit und andere Tugenden, praesentiret aber auch den Winter. Die schwartze Trauren, auch Buße, Andacht und Gottseeligkeit, Beständigkeit der Gewalt und Gedult. Die rothe Tapfferkeit und Stärke, auch Verwegenheit, desgleichen das Blut Christi, womit wir gewaschen, wie auch den Sommer. Die Purpur-Farbe, hohe Würde, Überfluß und Reichthum. Grün, Frölichkeit, Ehre und Liebe[94]), Hoffnung und den Frühling. Blau, Schönheit, Demuth, Heiligkeit und Andacht. Himmel-blau den Himmel und Gottesfurcht, wie auch den Glauben. Gold und Silber die große Vollkommenheit und Würde, Beredsamkeit. Vid. Lymnaeus J. P. C. 6. n. 64.

Weisii Politischer Redner P. I, p. 673.
Gabriel Bucelini Stemmatographie.
Höppinus de Jure Armorum & Insignium.
Alex. ab Alex. gen. Dier. Lib. II, cap. XIX.
Der Edelmann pag. 311.

Ferner auch 2.) auf die Insignia, als da sind die Zahlen, e. g. der König in Franckreich hat 3. Lilien, so die dreyfache Glückseeligkeit, dreyfache Tugenden, dreyfaches Leben, dreyfachen Reichthum, können vorstellen. Der König in Schweden drey Cronen, welche bedeuten die Religion, Königliche Hoheit und Gerechtigkeit" usw.

Solche Inventionen, die sich lediglich auf eine Umdeutung von sinnfälligen Dingen in abstrakte Werte beschränken, mögen noch natürlich oder besser ungesucht erscheinen. Weniger leicht dagegen gehen dem Empfinden des Gegenwartsmenschen die

---

[94]) Eine Deutung von „Grün" als Farbe der Liebe ist sicher bemerkenswert

Mittelchen ein, die in folgender Vorschrift gut geheißen werden (p. 27):

„8) Anagrammata oder gekünstelte Worte und Litter[95])-Wechsel, da man aus einem Nahmen, oder Reden, durch Versetzung der Buchstaben einen andern sensum und Worte heraus bringet, diese reichen auch eine schöne Invention, e. g. aus Leopoldus kommt Pello duos: aus Maria Magdalena, Grandia mala mea: Turcia, Urtica: Eucharistia, Cithara, Jesu: Eugenius, Igneusve, ad locum Maronis: Fulmineum notat igeneus ensem: Elisabeth, Sie labet: Erde, Rede: Leben, Nebel: Noth, Thon usw."

Aber die Kost wird noch derber, indem Männling auf p. 28 weit kompliziertere Kunstgriffe empfiehlt:

„9) Die Chronosticha und Chronodisticha, da man aus der Zeit, Jahr, Monat, Tag oder Woche eine Zahl herausbringt, und nach der Römer Ziffern: I V X L. C. D. M. einen vollkommenen sensum zusammen setzet, kan auch zur Invention einen Zusatz machen. E. g. Als Carolus, Philippi II. in Spanien Cron-Printz, wider seinen Herrn Vater einen übeln Vorschlag vorhatte, daß er darüber in das Gefängniß geworffen worden, worinnen er auch starb, ward dieses Chronostichon aus Ovidii Versen hervorgenommen:

„FILIVs ante DIeM patrIos InqVIrIt In annos.

Also nachdem Ludovicus XIV. in Franckreich, im 77. Jahr und 4. Tagen alt, Ao. 1715. die Welt gesegnete, schrieb man nur diese Worte in dergleichen Chronosticho:

DIV VICI, DIV LVXI, DIV VIXI, IVI,

welches sehr accurat das Jahr 1715 bezeichnet.

Also kommt aus den Worten des 28. Psalms v. 9 HILff DeIneM VoLCK, die Zahl 1707, item, aus dem Psalm 147. Der HErr hat GefaLLen an Denen, DIe Ihn fVrChten etc. Itzund aber auf das Evangelische Jubel-Jahr kommt überaus wohl die Zahl 1717 aus den Worten heraus: MartInVs LVthersVs theoLogIae DoCtor."

In ähnlicher Weise behandelt Männling auch die andern oben angeführten Inventionsstützen, nur nicht überall mit solchen

[95]) Buchstaben-Wechsel.

Spitzfindigkeiten wie in den letzten beiden Beispielen, die typisch für seine Geisteshaltung im allgemeinen und im besonderen für seine Arbeitsweise sind. Es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch sowie durch die beigefügte Literatur eine Unmenge von Stoff für die galante Rede an Hand gegeben wird. Der Verfasser selber glaubt jedenfalls, alle Quellen hierfür durch seine Hinweise erschlossen zu haben, wenn er schreibt (p. 50 § 6):

„Wer nun aus allen diesen 25 Vorschlägen nicht solte eine vergnügte Invention wehlen können, der müste sich wohl bey der Bauren A. B. C. haben das Gehirn verderbt, und von Kühen und Gedärmen, mit den Hottentoten, seine Invention borgen. Sonst ist es die rechte, pure Unmöglichkeit, daß es einem hier fehlen solte, absonderlich, wenn er diesen meinen Grund-Rissen nur nachfolget."

Aber seine Hilfsmittel zur Auffindung rednerischen Gedankengutes erscheinen doch recht fragwürdiger Natur. Was schon die Paragraphen über die Anagrammata, Chronosticha und Chronodisticha dem Leser als gefühlsmäßiges Urteil über die Inventionsmethode aufdrängen, das erweist sich bei kritischer Betrachtung auch für die übrigen Abschnitte als zutreffend. Die meisten praecepta sind dem Organismus eines Redekomplexes geradezu wesensfremd, weil zu mechanisierend gearbeitet wird. Die Ideen werden manchmal direkt an den Haaren herbeigezogen, und der ganze Lehrgang trägt darob an vielen Stellen den Ausdruck des Rednermachens um jeden Preis. Vor allem stören die vielen Vergleiche. Sie helfen zwar, in bequemer Manier der barocken Sucht nach dem Prunk mit ungeheurem Wissenswerk Rechnung zu tragen, geben aber der Rede oftmals etwas Zerfahrenes, Unzusammenhängendes, was das glatte Fortspinnen der gedanklichen Linie aufs schwerste beeinträchtigt und so die erste Vorbedingung für einen eleganten Fluß, dem typischen Kennzeichen galanter Wohlredenheit in modernem Sinne, vermissen läßt. Nur wo die Novellen zur Geltung kommen, entwickelt sich Männlings Rednertalent zu fesselnder, ungeahnter Meisterschaft.

Die Bedeutung, welche der Invention im „Expediten Redner" beigemessen wird, findet sich in keinem der zeitgenössischen Werke. Sie ist aber auch nicht ganz zufällig, wie schon durch den Hinweis auf Weise und Riemer angedeutet wurde. Außer-

dem sieht der Verfasser gerade in der Inventionsfähigkeit das Haupterfordernis zur rednerischen Ertüchtigung und deckt damit eine Erkenntnis auf, die noch in der Gegenwart ihre volle Berechtigung besitzt. Nur ist sie hier unter dem Namen einer produktiven Phantasie in den einschlägigen Schulungsbüchern zu finden.[96]) Sie ist das beweiskräftigste Moment für den auffälligen Schritt nach vorwärts, den Männling mit seiner deutlichen Anweisung zur galanten deutschen Wohlredenheit geht.

Als nächste Arbeitsstufe zur Vollendung der Rede wird die Chrie bezeichnet,[97]) über die der Herausgeber aber nur wenig schreibt, da sie in der von ihm benutzten Literatur, besonders bei Weise, Riemer und Lange, ausführlich behandelt, ja gleichsam als das Universalmittel zum rethorischen Ausbau der Inventionen hingestellt wird und durch den Unterricht in den Schulen so allgemein bekannt ist,[98]) daß eine Erwähnung derselben nach des Verfassers Ansicht genügen sollte. Für uns ist sie aber von Wichtigkeit, da hier der Anknüpfungspunkt für das Streben Männlings liegt, an Stelle des durch die vielgliedrige Chrie bisher in der Redekunst bewältigten komplizierten Vorbereitungsapparates ein einfacheres Instrument für die Anlage einer „Oratorie" zu geben. Dieses Instrument ist die einfache Disposition, die für eine „gantz vollkommene Rede oder Sermon (denn hier handeln wir nicht von Predigten) [99]) vornehmlich diese 4. Stücke haben" muß:

a) Formulam Initialem, welches ist das Exordium und Eingang mit seinen Tituln.

b) Thesin oder die Vorstellung. E. g. Kayser Constantinus der Große ließ sich von seiner Gemahlin, der Fausta, bereden, ob hätte sein Sohn Crispus ihr, als der Stiff-Mutter, ungeziemende Dinge zugemutet, da sie doch selbsten dem frommen Printzen solches angesonnen, und abschlägige Antwort von ihm erhalten.

---

96) Siehe F. A. Brecht, Ausbildungs-Kursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken, freie Vortrags- u. Redekunst, Verlag R. Halbeck, Berlin: ein zwar nicht wissenschaftliches, aber erfolgreiches Werk.

97) A. a. O. p. 13 § 5.

98) Cristian Weise, Polit. Redner p. 24, II.

99) Diese Parenthese bringt Männling als Spitze gegen Chr. Weise, der in seinem Neu-Erleuterten Pol. Redner p. 211 These und Hypothese vornehmlich für die Reden angewandt wissen will, die der „Theologus" in Ausübung seines Berufes zu halten hat.

Immittelst mußte der unschuldige Herr sterben. Als aber nach der Zeit die Wahrheit an den Tag gekommen, muste die Kayserin in einer heißen Bad-Stube verschmachten. Dem unschuldig erwürgten Printzen aber ließ der Kayser eine Silber-vergoldete Ehren-Pforte aufrichten, mit der Bey-Schrifft: Filius meus injuria laesus! Dieses ist mein Sohn, welchem Unrecht gethan worden . . . .

Da ist nun Thesis diese: Filius meus injuria laesus! und die Probatio (d. h. Beweis, der auf die Thesis und Hypothesis immer zu folgen hat): Nam interfectus injuste. Hierauf die

c) Hypothesis". Dieser Teil bringt die Anwendung der Thesis auf die Personen oder Verhältnisse, deretwegen die Rede gehalten werden soll. „Letztlich wird dazu erfordert

d) Formula Finalis s. Clausula oder Conclusio, als das Siegel und Beschluß der gantzen Rede."

Wie schon aus dem Gebrauch der termini technici zu ersehen ist, vermochte sich Männling trotz seines Strebens nach Vereinfachung nicht von dem Überkommen ganz loszureißen. So ist es denn auch nicht verwunderlich, — wenn dieses Moment nicht als kluge Berechnung seinen Gegnern gegenüber genommen sein will, — daß er in dem Neubau seiner Methode Tür und Tor für den Gebrauch der Chrie bei der Ausarbeitung und Ausweitung der einzelnen Dispositionspunkte offen läßt. Außerdem wäre noch zu bemerken, daß der Neubau doch nicht ganz neu zu sein scheint, da schon Riemer[100]) eine ganz ähnliche Disposition für die Anlage einer Rede aufstellt.

Gleichzeitig mit der Disposition erledigt Männling die Behandlung der Elaboration und schließt mit ihr als der 3. Arbeitsstufe in der Vorbereitungsreihe den ersten Hauptteil seines „Expediten Redner" ab.

Im zweiten Teil, den er mit Praxis überschreibt, bringt er die Anwendung des bisher Gesagten an einer stattlichen Anzahl von ausgeführten Beispielen. Er gliedert dieselben folgendermaßen:

---

[100]) A. a. O. p. 32. Auch Chr. Weise zeigt a. a. O. p. 24 eine ähnliche viergliedrige Disposition, nennt dieselbe allerdings Chrie, obwohl der Begriff derselben bei seinenZeitgenossen ein viel umfangreicheres Gebilde umfaßt, wie er selbst zugesteht.

**Divisio I:**


1. Kapitel: Von Freud- und Hochzeit- auch Glückwünschung-Reden p. 54
2. „ : Von gemeinen Realien zu Hochzeit-Reden p. 77
3. „ : Von denen Exotischen Realien oder curiosis p. 94
4. „ : Von Gratulations- oder Glückwünschungs-Reden p. 112

Als beym Einzuge eines Landes-Herrn p. 113
Einholung einer Königl. Braut p. 116
Huldigung p. 121
Neu-Jahrs-Wunsch p. 124
Geburth eines Prinzen p. 127
Erhaltung eines Sieges oder Festung-Eroberung p. 129
Auftragung eines Amptes p. 131
Einweihung einer Schule p. 135
Auf das 50. Jahr so man im Ampte zugebracht p. 137
Auf das Jubilaeum p. 141


**Divisio II:**


1. Kapitel: Von Trauer-Reden p. 145
2. „ : Von der Invention p. 152
3. „ : Von der Eintheilung und Elaboration p. 156


Die Lektüre dieses Abschnittes ist die interessanteste des ganzen Werkes [101]), das in diesem Teil wie eine große Sammlung von Historien und Anekdoten anmutet. Die geeignete Gelegenheit, die sich hier für die Anbringung umfassenden Wissensschatzes bot, wird von dem Verfasser in ausgiebigster Weise benutzt.

Der letzte Teil der „Anweisung" handelt „Von denen zu der Zierlichkeit der Wohlredenheit gefälligen Sachen." Danach liegt die Ursache zur Eleganz der Rede zuerst in auserlesenen Worten, wie sie sich in „denen Tropis, Allegorien und Figuren" finden, und dann in der Auswahl der Sachen, die zum Vortrag gelangen. Als Bestätigung für die Richtigkeit solcher Vorschrift führt Männling wiederum Weise an. Dieser nennt allerdings vier

[101]) Über die literarische Wertung dieser Musterreden ist schon weiter oben bei der Besprechung der „Hilfsmittel zur Auffindung rednerischen Gedankengutes" das Notwendigste gesagt.

Bedingungen zu einer guten Rede, nämlich (Exp. Redner p. 203):

1. Elegantias Reales oder auserlesenste Sachen,
2. Dictionem argutam oder nachdenklichste Reden und Worte,
3. Dictionem sententiosam oder kluge Sentenzien und
4. Dictionem seu Elocutionem, die Rede selbst.

Nach eingehender Besprechung dieser Stücke widmet Männling den Figuren ein besonderes Kapitel und zeigt in diesem einen rednerischen Ausschmückungsschatz auf, der außer den für das Hochbarock charakteristischen Metaphern, Anaphern, Epistrophen, Ellipsen u. a. eine Menge heut nicht mehr geläufiger Ausdrücke für sprachliche Ornamentierung anführt. Dabei macht der Verfasser bezgl. des Umfanges seiner Angaben noch nicht einmal Anspruch auf Vollständigkeit, sondern weist für das fehlende Material am Schlusse des Kapitels auf die ergänzende Quelle hin, indem er schreibt (p. 224):

„Die übrigen Figuren findet man in der Rhetorica Vossii Causini, de Eloquentia Sacra et humana. p. 379. accurate."

Von gleicher Wichtigkeit scheint dem Herausgeber die Bekanntmachung mit den „Particulis" zu sein, welche zur anständigen Connexion vonnöthen sind." Sie sind nach seiner Ansicht ebenso wichtig wie die „allerschönsten Phrases, denn diese machen die beste Ordnung, und einen richtigen Paragraphum." Leider hat er die Einteilung der Partikel mit entsprechenden Beispielen wörtlich von Chr. Weise übernommen, den er an dieser Stelle auch zitiert, so daß hier sich keine Handhabe für die Untersuchung der von ihm bevorzugten Bindewörter und besonders eigentümlichen Redewendungen bietet.

Aufschlußreicher dagegen präsentieren sich seine Lehren von dem „Stylo selbsten" im Kap. VI. Dabei unterscheidet er zuerst mehrere Arten und zwar

1. den Stylus Politicus,
2. den Stylus Concionatorius, den Stil der Prediger, der „die Rede des H. Geistes und dessen Wörter hat,"
3. den Stylus Poeticus für die Phraseologie der Poeten,
4. den Stylus Vulgaris in der Rede des gemeinen Mannes und schließlich
5. den oratorischen Stil, der „die auserlesenste Zierlichkeit" zeigt und demnach „nervöse seyn muß, also daß ich die

geschicktesten Sententien, Historien und Worte oder Phrasiologie dazu brauche, und mit einem Worte so viel ausspreche, daß einer einen gantzen Tag nachzusinnen daran Ursach findet."

Durch diese Feststellung wird nun endlich der Grund aufgedeckt, warum Männling wie fast in allen Werken so auch im „Expediten Redner" Widmung und Vorreden einerseits und eigentlichen Inhalt andererseits in verschiedener Schreibart zu bringen sich bemüht. Während man nämlich beim Aufschlagen des Buches von dem gehäuften Schwulst der ersten Seiten geradezu erdrückt wird, überrascht der spätere Inhalt durch seinen meist maßvollen Stil in so angenehmer Weise, daß man beinahe geneigt ist, an eine Neuorientierung des Dichters und merkliche Annäherung an den Geschmack der ersten Schlesier zu glauben. Er trägt jedoch nur dem kunstgemäßen und rhetorisch-wissenschaftlichen Erkennen seiner Zeit Rechnung, wenn er in seinen Schriften Widmung und Vorreden im „Stylus Oratorius", den eigentlichen Inhalt dagegen im „Stile des gemeinen Mannes" dem verwunderten Leser vorsetzt.

Noch eine Forderung aus seinem Stilkapitel ist es, die Erwähnung verdient, nämlich jene, wonach der „Stylus kurtz sein muß, daß

„man die paragraphos nicht weitläufig mache, denn je kürtzer, je angenehmer. E. g. Wann ein Schul-Meister seinem Jungen vorgiebet: Nachdem Alexander, der große Held, mit seinem mächtigen Krieges-Heer fast die gantze Welt bezwungen hatte, mußte er doch endlich sterben. Dis giebt ein geschickter Orator mit solchen Worten: Dem sterblichen Leben des großen Welt-Bezwingers Alexandri M. konnten seine Siege keine Ewigkeit geben."

Dem Empfinden und Geschmack des Gegenwartsmenschen entspricht ein solches Arbeiten naturgemäß ganz und garnicht, obwohl die Kürze der Rede auch heut noch als beachtenswertes Moment empfohlen wird. Aber sie darf eben nicht zur Schwerfälligkeit werden, und hier wird sie es. Daß die kurze Fassung des Alexandersatzes außerdem eine besser vermiedene Ungenauigkeit enthält, sei nur nebenbei bemerkt. Dankbar dagegen muß man Männling für das auch hier nicht vergessene besondere

Literatur- und Quellenverzeichnis sein, das folgende den Barockspezialisten interessierende Angaben enthält:

„Die Autors, so den Stylum hauptsächlich excolieren, und wohl deswegen zu lesen und zu gebrauchen sind, mögen folgende seyn:

Harsdörffer, Ziegler, Erasmus Francisci, De la Serre, Lassenius, Müller, Joseph Hall, die Engelländer Watson, Adami."

In den Schlußkapiteln ergeht sich der Verfasser in der Hauptsache über die beim Vortrag zu beachtenden Äußerlichkeiten, die in der von ihm vorzugsweise benutzten Literatur fast gar keine Erwähnung finden. So spricht er noch über die vorteilhafteste Art, die Rede einzustudieren, über die stimmliche und seelische Haltung beim Sprechen derselben und schließlich über die vom Redner zu beherrschenden Gesten als sichtbare Ausdrucksmöglichkeit der jeweiligen Gefühlssituationen. Daß er hierfür ohne Quellenmaterial Vorschriften gibt, ist natürlich ausgeschlossen. Jedoch gehören die Männer, auf die er sich bei seinen letzten Ausführungen stützt, älteren wissenschaftlichen Generationen an. Es sind dies

Thilonius, Pathologia p. 19 und
Causinus, Eloquentia sacra et humana.

Was sagen nun die Zeitgenossen und die Angehörigen der nächstfolgenden literarischen Epoche zu diesem Werk?

Die erste, allerdings wenig kritische Nachricht von ihm überliefern die „Nova Litteraria Lipsiae" [102]) im Jahrgang 1718, Nr. XXX auf pagina 240. Hier lesen wir:

„Bey Joh. Gottfried Conradi ist Herrn M. Joh. Christoph Männlings von Stargard, Expediter Redner, oder deutliche Anweisung zur galanten Deutschen Wohlredenheit, nebst darstellenden deutlichen Praeceptis, und Regeln, auserlesenen Exempeln, und curiösen Realien, der Jugend zum Gebrauch, und den Alten zum Vergnügen vorgestellt, in 8. herausgekom-

[102]) Der vollständige Titel lautet: Nova Litteraria Lipsiae a. 1718. Neue Zeitungen/ von/ Gelehrten Sachen/ auf das Jahr/ MDCCXVIII/. Erster Theil./ Oder/ Gesammlete Nachrichten/ von allem/, Was in der ersten Helffte dieses Jahres in der gelehrten Welt/ Ruhm und Merckwürdiges/ vorgefallen./ Nebst/ beygefügtem dreyfachen Register./ Mit allergn. Kayserl. Kön. Poln. und Chur-Sächs./ Privilegiis./ Leipzig, bey Joh. Christian Martini. N. XXX.

men. Das Buch hat drey Theile . . .“ (Nun wird der Inhalt wiedergegeben, wie er sich nach dem Register ausweist) . . „Herr Männling ist schon aus unterschiedenen Schrifften bekannt, und also nicht nöthig, von seiner Schreibarth etwas zu sagen. Wem seine bißherigen Arbeiten gefallen, der wird sonder Zweifel begierig seyn, in dieser Schrifft seine gantze Kunst entdeckt zu sehen.“ (Ohne Unterschrift).

Wenn auch diese Rezension etwas sehr summarisch, um nicht oberflächlich zu sagen, gehalten ist, so fällt bei ihr doch auf, welche Bedeutung man dem „Expediten Redner“ für das Verständnis Männlingscher Dichtung beimißt. Mit der Ansicht, daß in diesem Werk „die gantze Kunst“ Männlings zu entdecken ist, wird allerdings der Schreiber nur bei denen Glauben finden, die von unseres Dichters „Blumengarten“ und den Kirchenliedern keine Kenntnis haben und darum auch den Persönlichkeitswert noch nicht zu finden vermochten, der gerade in den letzteren deutlich zu spüren ist, in einem Lehrbuch wie der deutlichen Anweisung zur galanten Wohlredenheit aber unmöglich so zum Ausdruck kommen kann.

Eingehender referiert die „Neue Bibliothek“ in ihrem „Sechs und sechtzigsten Stück, Frankfurt und Leipzig A. 1718“ auf p. 578 davon:[103])

„Man kann auch aus diesen Bogen die gute Meynung und Absicht, die der Herr Autor hat, der gelehrten Welt zu dienen, und seine Bereitwilligkeit darzu nicht undeutlich abnehmen . . . Man wird also eine solche Varietät und Menge von Realien und tausenderley Inscriptionen darinnen antreffen, daß nun dem ganzen Werke nichts mehr mangelt als ein gutes Judicium, wann, wie und wo dergleichen füglich und mit einer Geschicklichkeit adhibiret werden könne. Wann dieses geschehen wäre, so könnte das Buch nicht nur eine deutliche, sondern auch eine gründliche Anweisung zur Wohlredenheit genannt werden . . .“

Eine weniger gute Beurteilung findet das Werk in den deutschen „Acta Eruditorum“ im 205. Teil auf p. 646 in der Kritik

[103]) Vollständiger Titel: Neue Bibliothek oder Nachricht und Urteile von neuen Büchern und allerhand zur Gelehrsamkeit dienenden Sachen. Sechs und sechtzigstes Stück. Frankfurt und Leipzig A. 1718. Zu finden in der Rengerischen Buchhandlung.

von Gottscheds ausführlicher Redekunst.[104]). Es heißt hier:

„In dem gegenwärtigen Jahrhundert sind viel Lehrer der Beredsamkeit aufgestanden, welche theils lohensteinisch, theils weisisch, theils noch viel ärger als beyde gewest. Unter jene rechnet er Christian Schröter[105]) und Johann Christian[106]) Männling, die uns durchaus so reden lehren wollen, wie die Helden im Arminius sprechen . . . .“ usw.

Aber geradezu vernichtend wirkt die Kritik, die Gottsched selbst in seinen „Vorübungen der Beredsamkeit“ abgibt. Im Abschnitt von der bösen und guten Schreibart bemerkt er auf p. 52, § 19:

„Die III. Art der schlechten Schreibart ist die gezwungene oder affektierte. Denn I) pflegen einige gern andern großen Rednern oder Schriftstellern nachzuäffen; daraus nichts, als ein gezwungenes Wesen entsteht. So haben einige dem Cicero, andere dem Plinius, noch andere dem Tacitus nachahmen wollen; wie z. B. E. Lipsius. Auch im Deutschen haben einige dem Lohenstein, andere dem Lassenius, andere dem Heinrich Müller nachgeäfft. Auch Hr. Kanzler von Mosheim hat seine lateinischen und deutschen Affen gefunden. Unter den ersten sind Schröter, Männling, Moller, Mell, Cober u. a. m. bekannt geworden.“

Daß eine solch abfällige Beurteilung einer ernst zu nehmenden Schrift wie Männlings „Expediter Redner“ nicht gerecht werden kann, ist nach dem heutigen Stand der Literaturwissenschaft ganz offensichtlich. Hier stehen sich eben zwei grundverschiedene Stil- und Kulturzeitalter (Barock-Aufklärung) verständnislos gegenüber. Das wird auch bewiesen durch den Bericht der „Neuen Bibliothek A. 1718“, einer Zeitschrift, die in Gelehrtenkreisen viel Beachtung gefunden hat.[107]) Freilich ist es zu verstehen, daß bei Gottscheds Einstellung gegenüber dem Lohensteinschen Epigonentum ein Zeugnis aus seiner Feder nicht anders ausfallen konnte, aber schon der zeitliche Unterschied in den Er-

---

[104]) Ausführlicher Titel: Deutsche Acta Eruditorum oder Geschichten der Gelehrten, welche den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Europa begreiffen. 205. Theil. Leipzig, bey Joh. Friedrich Gleditschens seel. Sohn, 1736.

[105]) In der Vorrede zum Arminius enucleatus erwähnt.

[106]) Druckfehler, muß heißen: „Cristoph.“

[107]) Siehe oben p. 24.

scheinungsjahren zwischen den „Vorübungen der Beredsamkeit“ (1754) einerseits und dem 66. Stück der „Neuen Bibliothek“ auf der andern Seite führt wie von selbst auf eine der Hauptforderung modern-wissenschaftlicher Kritik, wonach der Wert eines Buches nicht allein nach erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten einer ihm schon fremden Zeit gemessen werden soll, sondern auch nach Maßgabe eines literatur- und geistesgeschichtlichen Milieus, aus dem es entstanden und für das es geschrieben ist. Hätte sich Gottsched der Mühe unterzogen, aus einer solchen Perspektive zu urteilen, wäre auch er nicht um die Anerkennung der Vorzüge von Männlings Anweisung zur Wohlredenheit, die in der Hauptsache, wie schon oben angegeben, in einer betonten Förderung der Phantasietätigkeit bestehen, herumgekommen. Bei der Einseitigkeit seiner Stellungnahme mußten ihm jedoch derartige Aktiva im Konto seiner Gegner entgehen.

Die Frage, ob der „Expedite Redner“ auch für die Gegenwart noch irgendwelche praktische Bedeutung hat, muß allerdings verneint werden. Sein Wert ist, abgesehen von seiner Eignung zur Erschließung des Verständnisses für den barocken Stil der Zweiten Schlesischen Dichterschule, nur noch ein historischer.

# Poetischer Blumengarten.

Zwei Jahre nach der Drucklegung des „Poetischen Lexikons“ ließ Männling seinen „Poetischen Blumengarten“ erscheinen. Es ist dies eine Sammlung geistlicher und weltlicher Gedichte, die der Dichter, dem Brauche seiner Zeit folgend, zu besonderen Gelegenheiten geschrieben hatte. Ihre Gruppierung verrät schon der Titel des Buches. Dieser steht wiederum, wie wir es schon aus Männlings früheren Schriften kennen, an „auserlesenster Zierlichkeit“ und „nervösester Phraseologie“ kaum den Aufschriften älterer Werke in etwas nach. Er lautet

„M. Joh. Christoph Männlings
Bernstad. Siles. P. L. C. Colleg. Teuton.
Cons. & c.
Poetischer
Blumen-
Garten
Oder:
Teutsche Gedichte/
Darinnen anzutreffen:
I. Geistliche Gebethe und Lieder
auf Sonn- Fest- und Buß-Tage;
II. Glückwünschungs-Carmina
auf allerhand Begebenheiten;
Und dann ferner:
III. Hochzeit- und
IV. Leichen-Gedichte;
Nebst beygefügten Arien und Oden.

Breßlau/ zu finden bey Johann Georg Bleßing, 1717.

Die Ausgabe ist diesmal nur Amtsbrüdern des Dichters gewidmet und nennt neben unbekannten Personen auch einen „Herrn Martin Hancke" als „Hoch-meritirten Archi-Diacono," der in der Geschichte der schlesischen Barockdichter mehrfach zitiert wird.

Die Vorrede an den Leser, auf die Männling gerade bei seinem „Poetischen Blumengarten" nicht verzichten mochte, dient in der Hauptsache der Abwehr von Angriffen aus feindlichen Dichterlagern und der Formulierung einer Erklärung für die Herausgabe seiner poetischen Sorgenkinder. Denn so darf man wohl mit Recht seine früh geborenen, aber spät veröffentlichen Gedichte nennen, und zwar umsomehr, als der seiner kämpferischen Stimmung entsprechende grobe Ton der Vorrede bei der Abfertigung seiner Gegner und einiger übereifriger Nachahmer deutlich genug zeigt, mit welchen Hindernissen und Widerwärtigkeiten Männling zu kämpfen hatte. Allerdings hat es zuerst den Anschein, als ob er sich besonders der vielen poetischen Spitzbuben erwehren müßte, die gerade an seinen früheren Dichtungen eine reichhaltige Fundgrube für ihre literarische Dunkelmännerarbeit gefunden zu haben glaubten, wenn er schreibt:[108])

„Daß die Blätter der Bäume/ und derer/ so aus Schrifften bestehen einerley Fatalität haben/ also/ daß jene der Wind/ diese aber ein- und andere menschliche Hand zerstreuet ist keiner Bewährung nöthig weil der Augenschein es täglich weiset und ich es zur Genüge selbst empfunden/ indem die wilden Indianer sich nimmermehr so sehr mit den bunten Federn ihrer Vögel können schmücken/ als einige Ausklauber mit meinen ersonnenen Gedichten gethan . . . . .
Nun wollte ich ihnen zwar meine arme Gedichte so gerne/ . . . . . / gönnen wann sie ihnen nur meines Nahmens Unterschrifft untersetzten; allein/ so kommen mir solche Leute nicht anders vor als wie die Grase-Mücken/ die des Guckucks Eyer vor ihre eigene Bruth halten; . . . . . Die guten Leute stehen in den Gedancken/ mit dem Pferd-Apffel unter die Aepffel/ mit dem Nacht-Stuhle unter das Hausgeräthe und mit der Fleder-Maus unter die Vögel gerechnet zu werden . . .".

---

[108]) Vorrede zum Poetischen Blumengarten, s. p.

Inwieweit die Anschuldigungen als glaubwürdig zu nehmen sind, muß der Ehrlichkeit des priesterlichen Verfassers überantwortet bleiben. Die Tatsache der einmaligen Drucklegung seiner Gedichte läßt freilich den Gedanken an eine Aufbauschung wirklicher Fälle von Plagiatversuchen durch Außenseiter zum Zwecke wirksamer Reklame naheliegend und mit Rücksicht auf gewisse Zeitverhältnisse vielleicht auch verständlich erscheinen.

Geschickt weiß aber der Dichter einem sozusagen überlaufenen Kundenkreis den Grund für die Veröffentlichung seiner Gedichte einleuchtend zu machen.

Er stellt nicht in Abrede,[109])
„daß längst die gelehrte Welt sey ergötzt worden durch die vornehmen Lichter Schlesiens Opitz/ Flemming/ Tscherning/ Rist/ Dach/ Harsdörffer/ Hoffmannswaldau/ Lohenstein/ Abschatz/ Assig/ Logai/ Schweinitz/ Canitz/ Kreckwitz, die Gryphios, Neukirch/ Hallmann/ Mühlpfort/ Kaldenbach/ Ziegler/ Weiß/ Riemer und andere mehr/ daß sie also meiner Blätter noch besser/ als der Garkoch des Gewürtzes aus Indien/ könnten entbehren/ . . . ./."
Aber damit kann nicht jedem gedient sein,
„weil wir nicht alle ein Naturell haben/ sondern dieser Gärtner an einer Rosen /ein ander an einer Lilie/ . . . . das Vergnügen findet/ daher es kommt/ daß ein Lysander mit nicht geringerer Großachtung die gemeinen Gedichte des Chaerilus als Alexander die Ilias des großen Homeri mit sich führet . . . ."

Deswegen hofft er zuversichtlich, es werden, „weilen dem theuren Hamburgischen Chrysostomo, Herrn M. Neumeistern schon vor einigen Jahren meine zur Andacht gewidmete Poetische Gebethe in seiner von den Poeten heraus gegebenen curieusen Schrifft[110]) so beliebet/ daß er sie recommandieret/ nunmehr auch andere geneigte Gemüther an diesem gantzen Werke . . . Gefallen finden".

Besonders hervorgehoben zu werden verdient an der Vorrede eine Äußerung, die schlaglichtartig Männlings Einstellung zum Erotischen in der Dichtung in seinen späteren Lebensjahren

[109]) Vorrede zum Poet. Blumeng.
[110]) Neumeister, Erdmann: Specimen diss. 1706, p. 67.

beleuchtet.[111]) Er sagt nämlich bei der Schilderung des inhaltlichen Charakters seines Buches:

„Schänd- und ärgerliche Vorstellungen/ oder Satyrische Bocks-Füße werden hier noch weiter als die Wölffe aus Engelland/ . . . . und die Esel aus Pensylvanien verbannet heißen weil sich Schirling nicht mit Golde und die Tugend mit Lastern paaret; denn dieser Unart hat mehr gefährliches an sich/ als die ansteckende Kleider die einen Pestilentzialischen Vater und Land-Verderber zum Erzeuger gehabt weil dadurch viele unschuldige Seelen angesteckt werden/ . . . .".

Vielleicht ist es dieser aus seiner seelsorgerischen Tätigkeit quellenden Erkenntnis zuzuschreiben, daß die galante Dichtung Männlings Beispiele für ein Durchbrechen barocker Sinnenlust nicht kennt oder doch bei der Vorbereitung zur Drucklegung auf ein Zurückhalten alles Bedenklichen hin scharf gesichtet wurde.

Gegen Schluß seiner Vorrede holt er noch einmal zum Schlage gegen seine Widersacher aus, und zwar sind es diesmal die Kritiker, an deren Tun er keinen Gefallen finden kann. Wenn er sich auch grundsätzlich mit der Tatsache ihrer Notwendigkeit abfindet, so doch nicht ohne grobe Seitenhiebe gegen die Gehaßten und vor allem unter Hinweis auf die Worte J. Scaligers:

„Von Poeten zu judicieren kommt auch nur Poeten zu und zwar nicht allen/ sondern nur den besten; . . ."

Wie schon oben erwähnt, bringt bereits der Haupttitel des Buches einen kurzen Überblick über Gliederung und Inhalt des „Poetischen Blumengarten." Ergänzend muß hierzu bemerkt werden, daß die angegebenen Unterteile wiederum völlig in sich abgeschlossene Werke darstellen, die ebensogut in besonderen Bänden hätten erscheinen können. Es ist darum ohne weiteres als richtig zu erkennen, wenn der Verfasser jedem dieser vier Buchabschnitte auch einen eigenen Untertitel voransetzt, der den Leser über die im Kommenden zu erwartende poetische „Ergötzung" sinnvoll unterrichtet. So überschreibt er das erste Stück

[111]) Wenn er im „Armin enucl." und „Lohenst. sent." Erotisches bringt, so dann gewiß auch deswegen, weil er mit seinen Auszügen Lohenstein nicht getroffen hätte, wollte er nur das Sittlich-Schöne aus dessen Werken wiedergegeben haben.

seiner Sammlung:

I.

„Himmel-blaue Hiacynthen[112])
und Gebethe/
Das ist:
GOtt-geweyhter
Seuffzer und Flehen/
Auf alle
Sonn- Fest- Buß- und
gemeine Tage/
als auch
Wider unterschiedliche
Zustände/
Und denn
Danck-Seuffzer von wegen
vieles Gutes und Heyles
Nebst
Sonderbaren Himmels-Liedern,
und
O D E n.
Alles dem Drey-Einigen GOtt zu Ehren/
Ihm und seinem Nächsten aber zum Gebrauch der Andacht
vorgestellet.

Dieser Teil enthält also geistliche Dichtungen Männlings, und zwar sind es zuerst Gebete oder, wie er in den besonderen Seitenbeschriftungen angibt, Andachten, die er als Seelsorger zur Erbauung der Gläubigen verfaßt hat. Die schöpferischen Komplexe, aus denen sie geboren werden, gehören jedoch einer Literaturperiode an, von der mit Recht gesagt werden kann: „Ihre innere Spannkraft ist zu Ende . . . die Dichter . . . schreiben noch, aber sie schaffen nicht mehr.“[113]) So schenkt uns Männling mit seinen „Hiacynthen“ nichts Originelles, im Gegenteil waren gerade zu seiner Zeit „Andachten“ als religiöse und

[112]) Vgl. Lohensteins „Hyazinthen“, Neudruck in der kleinen Ausgabe von F. Strich, Deutsche Barocklyrik.

[113]) Müller, Günther: Gesch. d. Dtsch. Liedes. München 1925, p. 131.

moralische Betrachtungen poetischer Art sehr beliebt[114]) und haben wie alle Erscheinungen auf geistig-kulturellem Gebiet auch ihre Vorgeschichte, die in diesem Falle sogar bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hineinreicht und in Nikolaus Herman und Georgius Sunderreuter namhafte Vertreter dieser Dichtungsgattung kennt. Später hat sich Opitz ähnlich mit seinen „Episteln der Sonntage und Fürnembsten Feste deß gantzen Jahrs" versucht, und wenn auch bei ihm als dem Vorbild und Anfang einer langen Epigonenreihe gerade dieses Werk künstlerisch nicht hoch zu bewerten ist, hat er darin doch zahlreiche Nachahmer gefunden. Ein Unterschied zwischen diesen Vorläufern der Männlingschen Andachten und ihnen selbst ist aber doch nicht zu übersehen. Sie tragen nämlich zum Teil nicht mehr den liedhaften Charakter der Opitz'schen „Episteln" und haben dann trotz ihrer Zurechnung zur Odendichtung mit odenhaftem Wesen nur noch wenig zu tun. Ihre Gliederung ist durch strophische Teilung äußerlich nicht gekennzeichnet. Dagegen wird eine symmetrische innere Struktur gewahrt und durch Füllung gleichgroßer Gedichtsglieder von meistens drei und sechs oder vier und acht Verszeilen Umfang mit nur einem Gedanken erreicht. Häufig aber muß der Reim allein eine handliche Maßgabe zur Feststellung eines geordneten und zielstrebigen Aufbaus dieser poetischen Gebilde geben.[115]) Die Sangbarkeit derselben ist entsprechend ihrer formalen Gestaltung in den Fällen deutlich, wo der Typ des Odenhaften noch am ehesten erreicht wird, und das gilt in der Hauptsache von den konstruktiv einfach gehaltenen Gleichtaktern mit drei- und vierfüßigen Verszeilen. In solcher Gewandung erscheinen uns Männlings „Seuffzer und Flehen" nicht anders als durch den zusammengerückten Druck äußerlich strophenlos gewordene Gebeths- oder Epistellieder, wie wir sie aus der Zeit des Tridentiner Konzils und des Frühbarock kennen. Sie stellen die größere Hälfte des Inhalts der Andachten und zeigen das Aussehen des nachstehend als Beispiel dienenden „II. Sonntags nach der Offenbarung Christi" (p. 15):

---

[114]) Burkert, Georg: Gottfr. Benj. Hancke, Diss. Breslau 1933, p. 30.

[115]) Poet. Blumengarten p. 97 ff: „Am Tage der Heimsuchung der Maria" (worin übrigens die Gottesmutter weder gedanklich noch wörtlich erwähnt wird) und am Tage Jacobi."

„Komm, Menschen-Freund, geliebter GOtt,
Kehr ein in meinem Hertzen,
Damit verstreiche Leid und Noth,
Der Kummer und die Schmertzen,
Denn wo du bist, da weicht das Weh,
Es grünet eine Segens-Eh,
Und Überfluß sich findet,
Indem der Mangel schwindet.
Ich bin mit dir in Ewigkeit
Im Glauben HErr, verlobet,
Obgleich des Satans Höllen-Streit
Dawider hefftig tobet,
Doch soll mich nichts von dir abziehn,
Denn ich weiß, daß ich deine bin,
Ich will dir stets anhangen,
Mein JEsu, mein Verlangen“ usw.

In dieser Art, die selbstverständlich der Dichter unter Zuhilfenahme mannigfacher rhythmischer, sowie vers- und strophenbautechnischer Unterfüllungen zu variieren sucht, werden nun die Epistel und Evangelien, angefangen vom 1. Adventssonntag, getreu dem Verlaufe des Kirchenjahres Sonntag für Sonntag und Fest für Fest bis zum Schlusse des Pfingstfestkreises poetisch abgehandelt, freilich nicht immer mit der glücklichen Bindung, die für dieses Genre von Gedichten eine gewisse inhaltliche Anlehnung an das für den jeweiligen Tag vorgesehene Bibelwort bedeutet. In diesen schwierigen Fällen weiß sich der Verfasser jedoch durch allgemein Erbauliches geschickt zu helfen und trifft aus echter Gottversunkenheit als wahrer Quelle seiner künstlerischen Impulse mit spielerischer Selbstverständlichkeit fast immer die seelische Basis, auf der die sittlichen Qualitäten des Glaubens und der Frömmigkeit sich entwickeln können. Noch mehr vermag er dort, wo wirklich religiöses Erleben besonderer Gedenktage ihm die Feder in die Hand drückt, stoffliches Gespanntsein, gläubige Bewegung und seelsorgerische Absicht zu harmonischer Einheit im Dichtwerk verbunden in den Dienst der Erbauung zu zwingen, wie es durch die Andacht des Sonntags Palmarum geschieht, wo er betet:[116])

[116]) Poet. Blumengarten p. 32.

„Komm, komm, mein Lebens-Schatz, verschmähe nicht mein Bitten,
Ich will zur guten Nacht mit Liebe Dich beschütten,
Eh Du auf Golgatha sollst ausgeführet seyn.
Mit Thränen will ich erst mein sündlich Thun begießen,
Hernach ob Deinen Tod dieselben lassen fließen,
Nimm solche Perlen doch von mir genädig an" usw.

Die tiefe Frömmigkeit, die aus diesen Zeilen spricht, ist formal so wenig steif gebunden, daß auch ein leichteres Schwingen seiner Dichterharfe möglich wird. Und dies geschieht, wenn das typisch Liedhaft-Stimmungsgemäße in ihm die Oberhand gewinnt, ungeachtet der strengen Büßertendenz, die das motivische Element und die stoffliche Prägung seiner Andachten vielleicht bedingen könnten. Von solcher Formkraft getrieben findet er sogar die Schlichtheit der nachmittelalterlichen Volksliedstrophe [117]) als das geeignetste Mittel zum Ausdruck seines dichterischen Drängens und schreibt in dieser seelischen Situation für den XIX. Sonntag nach Trinitatis (p. 67):

„O Jesu Deine Wunden
Und Dein zerquetschtes Hertz,
Die haben stets verbunden
Den Leib- und Seelen-Schmertz,
Dein Auge voll Erbarmen
Schaut an die große Noth,
Und nimmt sich an der Armen
Im Leben und im Tod." usw.

Auf den ersten Blick hin wird bei diesem Gedichte eine starke konstruktive Ähnlichkeit mit dem Leidensliede „O Haupt voll Blut und Wunden" auffällig, das auch sicherlich als Vorlage für den Entwurf des obigen gedient hat. Gewiß ist es nun gerade dem Umstande der gewollten Nachbildung zuzuschreiben, wenn der Verfasser an dieser Stelle doch nicht die gedankliche Tiefe und das seelische Erschüttertsein wiederzugeben imstande ist, die das Original vermittelt. Es hindert ihn aber diese in der Kunst immer wieder beobachtete Erfahrungstatsache nicht, auch

[117]) Müller, Günther: Gesch. d. Dtsch. Liedes p. 42: „ . . . der „Volksliedtypus", „Mein Gemüt ist mir verwirret", der seit Haßlers Vertonung auch im protestantischen Kirchenlied eine große Rolle spielt. Ich verweise nur auf „Herzlich tut mich verlangen" und „O Haupt voll Blut und Wunden."

bei anderer Gelegenheit so zu arbeiten und die von großen Mustern empfangene Anregung auf irgendwelche Weise durchschimmern zu lassen. So ist in der Andacht vom dritten Weihnachtsfeiertage die Patenschaft des mittelhochdeutschen „Herzensschlüsselein" so offenkundig, daß man gedanklich am Männlingschen Gebet garnicht vorüberzugehen vermag, ohne an das schöne Vorbild zu denken:

„Jesu meine Liebe,
Meiner Seele Augen-Lust
Wo mich an desselben Brust
Nichts kann machen trübe,
Er ist mein,
Ich bin sein,
Und das soll auch bleiben." [118]) usw.

Nur zu natürlich ist, daß bei dieser unverhüllten Tendenz zur Anlehnung und Nachahmung die gerade für eine Modifizierung des Gedankengutes religiöser Dichtungen höchst geeignete Psalmenmaterie in den vorliegenden Andachten gleichfalls eingehende Berücksichtigung erfährt. Und so lesen wir denn am XI. Sonntage nach Trinitatis:

„Laß mein Seuffzen vor Dich kommen, [119])
Vater in dem Himmels-Thron,
So in Deinem lieben Sohn
Ich zu thun mir vorgenommen,
Der mein Beten kräftig macht,
Daß es bey Dir wird geacht" usw.

Oder am dritten Pfingst-Feiertage:

„ . . . Erquicke mich und speise meine Seele [120])
Mit Deinem Trost, solang sie in der Höle
Des Leibes noch zu bleiben hat.
Behüte selbst den Schaafstall vor den Dieben
So Rauberey und gräusams Würgen lieben,

[118]) Vgl. K. Lachmann und M. Haupt: Des Minnesangs Frühling. Vierte Ausgabe, besorgt von Fr. Vogt, Leipzig 1888: „Du bist min, ich bin din, des solt du gewis sin."

[119]) Vgl. Psalm 50: „Herr erhöre mein Gebet und laß mein Rufen zu Dir kommen".

[120]) Vgl. Psalm 22: „Erquicket meine Seele . . . .

Durch falsche Lehr und bösen Rath.
Und laß mich stets vor fremden Hirten fliehen,
Dir aber bloß alleine, HErr, nachziehen,
Biß Du mich führst in Himmels-Stall,
Wo Schaafe Dir zu Deiner Rechten stehen,[121])
Da laß mich auch zu dieser Heerde gehen,
Und bey Dir seyn im Freuden-Saal."

Oder am VIII. Sonntage nach Trinitatis:

„Mein JEsu laß mich nicht verderben,
Sowohl im Leben als im Sterben,
Führ mich auf Deiner rechten Bahn,
Und leite mich auf Deinen Auen,[122])
Wo man kann Trost und Wonne schauen,
Dieweil ich Dir bin zugethan;
Behüte mich usw."

Psalmodierend beginnt auch die Andacht „Am Pauli Bekehrungs-Tage".

„Gott mein Gott, erbarm Dich doch
Über mich, mein Heyl, in Gnaden,
Wenn mich will ein fremdes Joch" usw.[123])

Den gleichen Charakter nach Form und seelischer Haltung wie alle diese Gebete zeigt auch die nächste Gruppe von Andachten, die Männling mit „Allerhand zufällige Gedichte" überschreibt. Sie sind für besondere Anlässe bestimmt und verraten schon durch ihre Einzelbeschriftung Zweck und Inhalt ihrer Zeilen. So betitelt sich das erste „An einem Buß-Tage," ein anderes „An des Königs Krönungs-Tage" oder „Treuer Unterthanen Flehen vor ihren König Fridericum III.", ein drittes „Auf die Paßions-Zeit/ von Christi Leiden," und weiterhin

„Gebet um ein gottselig Leben",
„Um Gottes gnädigen Seegen",
„Um wahre Demuth",
„Um ein gut Gewissen",

---

121) Vgl. Psalm 8: „Hast alles ihm zu Füßen hingelegt: Die Schafe und die Rinder all . . . . "

122) Vgl. Psalm 22: „ . . . Er weidet mich auf grüner Au . . und leitet mich auf rechtem Pfad —. . "

123) Vgl. Psalm 50: Erbarme Dich meiner, o Gott, nach Deiner Barmherzigkeit.

„Um Keuschheit“,
„Um Abwendung alles Bösen“,
„Um Gedult in Krankheit“,
„Um ein seliges Sterben“, usw.

Gegen Ende dieser Reihe bringt der Verfasser ein lehrhaftes Klagegedicht von 59 Strophen: „Der erstorbene/ doch wieder erweckte verlohrene Sohn. Redend vorgestellet.“ Es hat das aus dem Neuen Testament bekannte Gleichnis vom verlorenen Sohn zum Inhalt. Der Dichter schildert darin nach Art der Heldenbriefe Lohensteins und Hoffmannswaldaus, aber unter Umgehung jeglicher dramatischer Handlung, zusammengedrängt in einen Monolog die seelische Welt der Begierden, Leidenschaften, Versuchungen und des Sündenfalls mit „Zentnerworten“ im Geschmack der späteren Schlesier, ohne jedoch die sinnliche Sphäre billiger Schlüpfrigkeit zu betreten, die der erotischen Phantasie seiner Zeitgenossen uferloses gedankliches Schwelgen in Dingen einer überreizten Sexualität gestattete. Mit dem Meiden dieser Sinnlichkeit entäußert sich allerdings Männling jenes wirkungswichtigen Momentes, das in der barocken Bipolarität seiner Vorbilder als spielerische Bedenkenlosigkeit den spannungsvermittelnden und verstärkenden Gegensatz zu echt empfundener oder auch nur im hohlen Pathos vorgetäuschter Religiosität bildete und oftmals einen nicht unerheblichen Anteil an der Überwindung poetischer Flachheit für sich zu buchen berechtigt war. Aber andererseits ist es gerade dieses einseitige Betontsein in wahrer Glaubensfreudigkeit, was eine beachtenswerte Gefühlstiefe in seine Verse hineinbringt, wenn er z. B. schreibt:

44.

„Alleine noch was mehr bestürmt die schwachen Lenden,
Des Höchsten Zorn-Blick will mir Donner-Strahlen senden,
Und meines Vaters Grimm ist mir die größte Noth;
Wohin soll ich denn nun das Jammer-Auge lenken?
An Sünden mag ich nicht, nur an die Reu gedenken,
Die Buße soll jetzt seyn der alten Lüste Tod.

45.

Ich will nach Israel, zu meinem Schöpffer eilen,
Denn, der mich so gemacht, der wird mich auch wohl heilen,
Die steiffe Zuversicht ist alles Zweiffels leer;

Ist mein Verbrechen groß, noch größer seine Gütte
Ach Gott, erbarme Dich! Das ist die heiße Bitte,
So meine Demuth wirfft in sein Erbarmungs-Meer" usw.

Die Eindringlichkeit, das unbegrenzte Vertrauen in die Güte Gottes und die tiefe Reue, die aus diesen Worten klingen, gemahnen unwillkürlich an die Kraft und unbezwingbare Festigkeit des Gryphischen Gläubigseins. Hier schwingt ein anderes „Christianus sum" hinter bombastischem Wörterwust, als man bei Lohenstein zu finden vermeint, der zwar nicht müde wird, den Glauben als die einzige Gewißheit des Heils im Geiste des Superlativs zu verherrlichen, aber unter dieses Evangelium sein Herz nicht legen kann. Wie berechnend und kühl ist z. B. sein Bekennertum in den „Thränen eines armen Sünders" gegenüber Männlingscher Überzeugungsgröße. Jener bleibt in Wirklichkeit ohne tiefe Erschütterung[124]) und stellt eher mit Befriedigung fest, daß es für den irrenden Menschen wunderbarerweise einen Ausweg gibt[125]), den Gott in seiner Güte für jeden vorgesehen hat. Bei Männling dagegen ist Sündhaftigkeit wirklich erfaßt. Hier wird echte Liebe zum Schöpfer der Welt als dem Vater der Menschheit empfunden, hier wahre Bußgesinnung erlebt:

47.

„ . . . . . .
Dir ist, o Gott, das Hertz wie meine That bekanndt.
Schlag, haue, wirff und stoß, nach Deinem Wohlgefallen,
Nur laß der Seelen auch ein Gnaden-Wort erschallen:
Ich komme, Vater, ja aus Deiner Schöpffungs-Hand.

48.

Willst Du mich wiederum in Staub und Koth verstellen,
Der tieffen Finsterniß durch Sterben zugesellen,
Wohlan, Dein Schluß, der bleibt Gesetz und Regel-Schrifft"
usw.

Solche Ergebenheit in den Willen Gottes, die wiederum den besten Beweis für das Überlegene seiner Religiosität liefert, aus der heraus seine geistlichen Werke geboren wurden, ist

---

[124]) Ausgenommen die Gedichte seiner Jugend, wo er noch ganz unter dem Einfluß des Gryphius steht.

[125]) Thränen eines armen Sünders, p. 144.

auch bei den gläubigen Barockdichtern nicht immer festzustellen, besonders dann nicht, wenn sie sich dem Erdendasein so stark verbunden fühlten, wie es bei Lohenstein der Fall war. Lohensteinsches Wissen um des Lebens Wert und Unwert und „gelahrt" spitzfindiges Auseinandersetzen mit Gott und der Umwelt waren ungeeignete Mittel zur Schaffung einer ähnlich schlichten und gerade deswegen ergreifend ehrlichen Seelenhaltung. Dahin vermochte nur umbildendes religiöses Erleben zu führen, und das ehrlich überzeugte Priestertum Johann Christoph Männlings war der richtige Ausgangspunkt dazu.

Diese gegensätzlich seelischen Veranlagungen zwischen Vorbild und Epigon liegen jedoch vielfach nicht deutlich genug, ja sie scheinen sogar verwischt durch das auffällige Bemühen Männlings, in Arbeitsweise und Ausdruck den Meister der Zweiten Schlesier geflissentlich zu kopieren. So stellt er genau wie dieser den Kampf zwischen Gut und Böse in denselben Menschen hinein, konstruiert also die innere Verfassung seines Helden nach Gesetz und Regel der Psychologie und urteilt nicht bloß vom Blickpunkt des sittlich Untadelhaften ab, wie wir es bei Gryphius kennen gelernt haben. Auch in der Übersteigerung des sinnfällig Empfindungsgemäßen versucht er seinem Idol sich anzugleichen und findet stellenweise im „Verlorenen Sohne" eine formale innere und äußere Gestaltungskraft, die an die Prägungsschwere der Lohensteinschen „Thränen der Maria Magdalena" erinnert. Hier wie dort beginnt das Gedicht mit der Selbstanklage, steigert aber bald die anfängliche Besonnenheit zu schmerzlichem Bußgestöhn und verliert sich schließlich in einen Wirrwar erdrückender Minderwertigkeitsgefühle mit dem Höhepunkt hilfloser Verzweiflung, aus der heraus ihm Worte wie in der vierten Strophe seines Mammutgedichtes fließen:

4.

„Der Hencker meiner Brust, das innere Gewissen,
Will mir ein Folter-Haus der Grausamkeit aufschließen,
Und die Verzweiffelung heist fast des Leibes Stifft.
Was ich vor angelacht, will jetzt mein Teuffel werden,
Die Laster adeln mich wie Mißgeburth der Erden,
Lufft, Feuer, Wasser, Sand sind mir verhast als Gifft" usw.

Und Lohensteins „Magdalena“ [126]) daneben:

„Hier lieg ich schnödes Weib, zu Jesus keuschen Füßen,
Die Haut ist mir schneeweiß, die Sünden sind Bluth-rot.
Mein Leib ist eine Perle, die Seele stinkend Koth;
Ich an Gestalt ein Schwan, ein Rab in dem Gewissen.
Ich Unzucht-Schlange . . . . . .“ usw.

Die Ähnlichkeit beider Gedichte nach Form und Inhalt ist offenkundig, und es erübrigte sich eigentlich, noch mehr Worte des Vergleichs zu verlieren, wenn nicht die Darstellungsart der behandelten Materie samt ihrer psychologischen Stützen in Fortsetzung der vorstehenden Proben auffällige Unterschiede bekundete. Während nämlich Männling im „Verlorenen Sohn“ bald wieder Worte vernunftgemäßer Besinnung findet, aus denen beim Aufspüren der ursächlichen Zusammenhänge für das moralische Abgleiten seines Helden indirekt auch Anklagen gegen ein widriges Geschick klingen, entwickelt Lohenstein das anfängliche Schmerzgefühl bußwilliger Zerknirschung in wachsender Überspannung des Leidvoll-Empfindungsgemäßen zu rücksichtslosem Toben gegen das eigene Ich, steigert dieses Wüten zu gewollter Raserei der Reue und gipfelt schließlich in einer beinahe sadistisch anmutenden Gier nach Selbstzerfleischung. Abgesehen davon, daß solches grob-wollüstige Psychologisieren das Bild der sündhaften Ästhetin Maria Magdalena nicht wiederzugeben imstande war, ist dieses Reuen und Büßen doch zu konstruiert, als daß nicht der Verdacht berechtigt wäre, wie sehr die im rationalistischen Zuge der Zeit geminderte Kraft des Glaubens [127]) bei Lohenstein eines barmherzig deckenden Mäntelchens bedurfte. Hier reicht der Glaube nicht mehr aus, um die Dinge biblischer Überlieferung ohne Vorbehalte aufzunehmen, hier haben Zweifel und Mißtrauen des Gelehrten und Aufgeklärten das Fundament religiösen Unerschüttertseins bereits aufs bedenklichste untergraben. Und nur darum wird nach Antrieben gesucht, das stagnierende Glaubensleben zu neuer Wallung aufzupeitschen und seiner schemenhaft gewordenen Wirklichkeit eine scheinbare Blutfülle anzutünchen. Derartiger fragwürdiger Impulse bedarf

[126]) Thränen p. 139.

[127]) Dilthey, W.: Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation, Ges. Schr. (Bd. 2) 1914.

der Wahrhaft-Gläubige nicht. Ihm ist die Hl. Schrift das Wort Gottes, an dem es kein Deuteln gibt. Seine Ergebenheit in den Willen des Schöpfers, sein vollkommenes Vertrauen in die Güte desselben sind ihm Ursache und Halt genug zur Vermeidung seelischer Vernichtungszustände, ja sie lassen ihm ein Versinken in Situationen ähnlicher Art folgerichtig zur Unmöglichkeit werden. Und dies ist der Grund, warum Männling auf dem Wege zur Zerfleischungsekstase Lohenstein nicht folgen kann und will. Seine Frömmigkeit entbehrt noch nicht der Eindringlichkeit und Tiefe, sein Christentum besitzt noch die Kraft und überwältigende Wucht einer Gryphischen Bekenntnisgröße. Gläubiges Durchdrungensein formt ihm eine zweite Natur, und von ihr wird sein Kunstschaffen derart nachdrücklich beeinflußt, daß durch alle seine Werke, die Exzerpte und lexikalen Schriften ausgenommen, wie eine Selbstverständlichkeit das Wirken religiösgebundener Energien als roter Faden zu verfolgen ist.

Aus dieser Perspektive gesehen, wird der letzte Teil seiner „Himmel-blauen Hiacynthen" mit dem einfachen Titel

„Geistliche
Arien und Oden
Auf sonderbare
Feste/ Tage/ Zeiten/
Zufälle und Begebenheiten

zum künstlerischen Höhepunkt im dichterischen Gesamtschaffen Männlings. Welche besonderen Antriebe hier schöpferisch am Werke waren, bekundet schon der Geleitspruch. In eindeutiger Sinngebung wählt der Verfasser dazu folgende drei Psalmen:

Psalm LVII, 8.

„Mein Herz ist bereit/ GOtt/ mein Herz ist bereit/ daß ich singe und lobe. Wache auf meine Ehre/ wache auf Psalter und Harffen/ frühe will ich aufwachen. HERR/ ich will Dir dancken unter den Völckern: Ich will Dir lobsingen unter den Leuten.

Psalm XCVI, 1.

„Singet dem HErrn ein neues Lied/ singet dem HErrn alle Welt. Singet dem HErrn und lobsinget seinem Nahmen/ prediget einen Tag am andern sein Heyl.

Psalm XCII, 2.

„Das ist ein köstlich Ding dem Herrn dancken und lobsingen Deinem Nahmen Du Höchster / des Morgens Deine Gnade und des Abends Deine Wahrheit verkündigen auf den zehen Saiten und Psalter mit Spielen auf der Harffen."

Danksagen und Lobsingen sind also die ursächlichen Antriebe für diese seine geistliche Dichtung, und die Ehrlichkeit seines Gottesglaubens gibt ihm eine beachtenswerte Kraft „theologische Gehalte lyrisch zu verworten."[128]) Damit soll nun nicht gesagt sein, daß ihm für das geistliche Lied auf Grund seiner religiös bewegten Natur irgendeine Führerrolle zukäme, obwohl sich einige seiner Choräle, wie in der A. D. B.[129]) angegeben wird, im protestantischen Gemeindegesang bis in die letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts behaupten konnten. Für eine solche bevorzugte Stellung ist sein Odentyp zu wenig originell, bewegen sich seine Kirchenlieder zu stark im Rahmen des Gewohnten, ja Althergebrachten und weisen oft nicht die Sicherheit und das Maß der Prägungen auf, wie einzelne Vorgänger und Zeitgenossen sie erreichten. Aber eine Geschlossenheit der Gestaltung und ihrer gedanklichen Füllung überrascht an ihnen und rechtfertigt mit dem in überkommener Form gebändigten inneren Rhythmus die lange Lebensdauer dieser Sangesweisen. Die motivischen Ideen darin sind nicht wahllos nebeneinandergestellt, wie man es beim Kirchenlied der Reformation beobachten kann, sondern logisch untereinander verknüpft. Eine Linie wächst dort aus der anderen, ein Schnörkel windet sich hier in typisch barocker Schwerfälligkeit aus dem vorhergehenden.

Dagegen sind die behandelten Stoffgebiete fast noch die gleichen, wie sie schon von der Generation Luthers verdichtet wurden, und wie in den Gesangbüchern der damaligen Zeit finden wir auch bei Männling Morgen- und Abendlieder, Sterbelieder, Gebete für die bedeutendsten Feiertage des Kirchenjahres, solche um Abwendung der Pest, Gebete bei „Donner und Gewitter", Bußoden und Arien der „bekümmerten Seele" für die verschiedensten Angelegenheiten. Nahezu das ganze Leben des evange-

[128]) Müller, Günther: Gesch. d. Dtsch. Liedes, p. 31.
[129]) A. D. B. Bd. XX, p. 210.

lischen Christen, sofern es sich irgendwie mit Gott gebunden zeigt, wird so von dem Kirchenlied im „Poetischen Blumengarten“ umsponnen. Nicht selten verbindet es dabei echtes Erleben mit gläubigem Vertieftsein und bietet dann dem Leser mehr als nur handwerkliche Gebilde verstandesbetonter Gelegenheitsdichtung. Sein besonderes Charakteristikum ist aber eine gleichmäßig feierlich ernste Stimmung. Diese weht uns aus fast allen seinen Beispielen entgegen und ist sogar dort anzutreffen, wo Anlaß und Überschrift eher eine freudige Erregtheit als eine abgewogene maßvolle Würde erwarten lassen. Vgl.: Auf das Fest der Weisen.[130])

„So schwindet nun die schwartze Sünden-Nacht,
Beglückter Stern, der Geist und Seel erfreut!
Schaut, Sterbliche, wie uns der Herr bedacht!
Da er im Hey zu liegen sich nicht scheuet,
Und seines Vaters blaues Schloß
Vertauscht mit seiner Mutter Schoß.“

In den Passionsliedern der Karwoche wirkt sich der tendenziös feierliche Ernst naturgemäß viel deutlicher aus und mündet stellenweise in seelischen Tiefen, aus denen sich das Bewußtsein wie mit Schwermut beladen nur langsam zu lösen vermag, so in der „Vergnügten Seelen-Ruhe bey dem Grabe Christi“,[131]) deren Titel nach unserem Urteilsvermögen freilich eher das Gegenteil von dem ansagt, was dieses Lied in uns wachruft, wenn mit seinen Worten der Dichter klagt:

„Mein Geist sinkt hier bey dieser Grabstätt nieder,
Und sucht, O JEsu! Ruh in Deiner Wunden Schrein,
Verschmähe nicht die halb gebrochenen Lieder,
Dein finstres Grab soll mir ein Tröstungs-Himmel seyn,
Darein ich flieh bey allen meinem Jammer
Zur stillen Nacht und Schlaffes-Kammer:
Der Marter-Tag ist nun zu Ende bracht.
Ruh sanfft! mein Licht zu tausend guter Nacht!
Guter Nacht!“

---

130) Poetischer Blumengarten, p. 172.
131) Poetischer Blumengarten, p. 176.

In derselben düsteren Stimmung webt und bedrängt das „Paßions-Lied am Char-Freytage“ [132]), das weniger seines dichterischen Wertes [133]) als vielmehr des eigenartigen Strophenbaues und bemerkenswerten Vorzuges wegen, sich lange in den evangelischen Gesangbüchern gehalten zu haben, hier angeführt sei:

„Mein Jesus der ist todt! Sein Lebens-Geist streicht hin,
Der Todes-Nebel will die Klarheit überziehn,
Der Glieder Krafft beginnet gantz zu schwinden,
Und will das Grab statt seines Himmels finden.
O große Noth! Mein JEsus der ist todt! Mein Jesus ist todt.“

Weitaus wertvoller gestaltet sich unter Männlings Feder das „Hohe Lied“ auf die schöpferische Urkraft seiner geistlichen Dichtung, auf seinen unerschütterlichen Glauben, den er in der Ode einer „mit Jesu verknüpfften gläubigen Seele“ treffend mit immer wiederkehrendem starkmütigem Bekennerrufe zum Ausdruck bringt:

„Meinen Jesum laß ich nicht, [134])
Der da ist mein Heyl und Leben.
Sein so freundlich Angesicht
Will mir alle Schuld vergeben,
Darum auch mein Hertze spricht:
Dich, mein Jesum laß ich nicht!

Meinen Jesum laß ich nicht;
Ach wie könnt ich Jesum lassen!
Meine treue Glaubens-Pflicht
Heist mich Jesum stets umfassen,
Daß daher mein Mund so spricht:
Jesum, Jesum laß ich nicht!“

Und wie zur Bekräftigung dieses Glaubensbekenntnisses offenbart er an anderer Stelle [135]) eine völlige Ergebung in den Willen Gottes mit den Worten:

---

[132]) Poet. Blumengarten, p. 173.

[133]) Die günstige Beurteilung in der A. D. B. 1884, Bd. XX, p. 210, die diese Ode als eine der besten gelten läßt, kann nicht unwidersprochen bleiben. Gerade in seiner geistlichen Lyrik besitzt Männling eine Menge anderer Beispiele, die als Kunstwerke weit höher zu werten sind.

[134]) A. a. O. p. 189, 14 Strophen.

[135]) A. A. O. p. 216: „Die mit Gottes Willen vereinigte Seele“ (7 Strophen).

1. Wie Gott will, will ich auch!
Sein Schluß der bleibt mein Wille,
Drum halt ich in Gedult desselben Schickung stille,
Er machet Zeit und Glück zu einem Heyl-Gebrauch,
In ihm bleib ich vergnügt. Wie Gott will, will ich auch.

2. Wie Gott will, will ich auch!
Laß Noth und Schrecken blitzen,
Gott läst die Seinen nicht, drum wird er mich wohl schützen,
Das Wetter ändert sich, so erst war wild und rauh
Mein Elend gleichenfalls. Wie Gott will, will ich auch.

3. Wie Gott will, will ich auch!
Vielleicht kehrt auf den Abend
Mein Jesu bey mir ein, die Tröstung bey sich habend,
So blüht mein Segen auf, eh sonst ein Rosen-Strauch,
Ich hab in Gott genung: Wie Gott will, will ich auch."

Daß dieses vertrauensvolle Hingeben an eine gütige Vorsehung für den Menschen auch eine lebenskünstlerische Weisheit bedeutet, erzählt uns „das in Gott vergnügte Christen-Hertz" [136]). Hier weiß der Dichter eine wirklich originelle Form des stimmungtragenden Kehrreims zu geben, indem er fröhlich singt:

1. In Gott bin ich vergnügt
Bey allen meinem Jammer,
So in der Marter-Kammer
Der Erden mich bekriegt,
Mein Gott-ergebnes Hertze
Singt noch bey seinem Schmertze,
Vergnügt, vergnügt, vergnügt.

2. In Gott bleib ich vergnügt,
Hab ich nicht viel von Schätzen,
Doch kan ich mich ergetzen,
Daß Gottes Wort nicht trügt,
Der Höchste will die Seinen
Nicht immer lassen weinen,
Vergnügt, vergnügt, vergnügt!"

[136]) A. A. O. p. 218: (8 Strophen).

Ein zweites Mal klingt diese Freude über den sicheren Besitz göttlichen Umsorgtseins im „anderen“ Pfingstlied,[137]) nur dem poetischen Zweck entsprechend in völlig veränderter Fassung und einer Stimmung, die im feierlich betonten Rhythmus dem Gedicht fast hymnischen Charakter verleiht. Beim Lesen der ersten Zeilen vermutet man unwillkürlich gigantisches Werden in Ausmaß und Inhalt. Dieses Empfinden ist zum guten Teil darauf zurückzuführen, daß kein geringerer als Schiller denselben Verstyp für geeignet hält, um seinen berühmten Hymnus „An die Freude“ danach zu schaffen. Und angesichts des überraschend ähnlichen Stimmungsgehaltes beider Gedichtsanfänge könnte man beinahe versucht sein, den späteren Lobgesang für eine Nachbildung des Pfingstliedes zu halten, wenn nicht Männling in Fortsetzung der begonnenen Strophenform unversehens einen zweifüßigen daktylischen Fünfzeiler anhängen würde, der ebenso einfach wie flüssig klingt.

| Männling: | Schiller: |
|---|---|
| Glantz-Strahl der betrübten Hertzen, | Freude, schöner Götterfunken, |
| Flamme reiner Liebes-Brunst, | Tochter aus Elysium, |
| Werther Tröster aller Schmertzen, | Wir betreten feuertrunken |
| Großer Gott und Himmels-Gunst, | Himmlische, Dein Heiligtum. |
| Mein Segen und Leben, | |
| Mein einiger Schatz, | |
| Dir hab ich ergeben | |
| Diß Hertze zum Platz, | |
| O heiliger Geist! | |

Aber nicht nur Freude und Schmerz, Glaubenskraft und Ergebung in den Willen Gottes weiß Männling überzeugungsstark und echt wiederzugeben, auch die Bangigkeit des verstörten Christenherzens schildert seine geistliche Poesie ebenso geschickt wie das Verlangen nach Abtragung von Schuld und Sühne und die inständige Bitte um Vergebung der Sünden in den nachstehenden Liedern:

**„Das erwogene Lebensende.**[138])
Im Thon: Wer weiß wie nahe mir mein Ende.

---

[137]) Poetischer Blumengarten, p. 185.
[138]) A. A. O. p. 249.

1. Mein Gott, ich denk hier an mein Ende,
Den Rückgang aus der Eitelkeit,
Drum streck ich vor zu Dir die Hände,
Eh mir der Tod das Herz durchschneidt,
Und bitte Dich durch Christi Blut,
Mach doch mein letztes Ende gut!"

**Buß-Ode.** [139])

1. Jesu, willst Du nicht der Armen
Bey so schwerer Jammer-Pein.
In Genaden Dich erbarmen,
Und derselben Helffer seyn?
Schau doch an die Centner-Noth,
Und erbarme Dich mein Gott!"

**Der gute Buß-Schluß.** [140])

2. Ich will nicht mehr
Dem Ratschlag leichter Sinnen
Mir lassen abgewinnen,
Weil mein Gehör
Noch Gottes Wort kan fassen,
Will ich die Sünde lassen,
Ich will nicht mehr!"

Schon ein oberflächlicher Vergleich dieser letzten Beispiele mit dem „Paßionsliede am Charfreitage: Mein Jesus, der ist todt", das der Franckesche Artikel in der A. D. B. als eins der besten Lieder des Dichters gelten läßt, zeigt als Ergebnis vorstehender Besprechungen deutlich genug, auf welch mangelhaften Untersuchungen sich die Beurteilung Männlings bisher aufgebaut hat. Nicht deswegen sollte er aus der Reihe der bedeutungslosen und darum in Vergessenheit geratenen Epigonen der großen Schlesier des 17. Jahrhunderts herausgehoben werden, weil er den „Arminius" [141]) und die Lohensteinschen Dramen exzerpiert und in sentenzenartiger Form ihren „curieusen" Inhalt der Nachwelt überliefert hat, sondern weil bei ihm, zumindestens in seiner

[139]) A. a. O. p. 196.

[140]) A. a. O. p. 196.

[141]) Siehe Heckel, Hans: Geschichte der Dtsch. Literatur in Schlesien. Breslau 1929.

geistlichen Dichtung, wirklich echte und lebenswahr erfühlte Kunst geboten wird. Neumeister, den Männling in der Vorrede als einflußreichen und beachtlichen Gewährsmann erwähnt, ist darum nicht fehlgegangen, wenn er Gefallen an Männlingschem Schaffen gefunden hat und empfehlen zu müssen glaubt, was auch der durch lange poetische Kultur differenziert gewordene Geschmack des Gegenwartsmenschen nicht ohne weiteres abzulehnen imstande ist.

Weniger erfolgreich zeigt sich unser Dichter in den beiden nächsten Teilen seines „Poetischen Blumengarten". Hier läßt er ausschließlich seine weltliche Lyrik zu Worte kommen, und zwar sammelt er unter dem Titel

II.

„Die angenehme Amaranthen/ Oder Vermischte
Freudengedichte auf gewisse Zeiten / Ehren
und Glückwünschungen nebst sonderbaren Oden"

zuerst Gedichte zu Anlässen, wie sie das beschauliche Dasein des besser situierten Bürgers seiner Zeit in Menge bot. Demnach prägt sich diese Gelegenheitspoesie — und das hat er mit Opitz und dessen Nachfolgern gemein — als Ausdruck des Gestaltenwollens einer „maßvoll epikureischen Lebensauffassung." [142]), für deren Formgebung er die Mitte zwischen durchsichtiger Primitivität und künstlerischer Kompliziertheit zu halten versteht. Die katechetisch-didaktische Art aber, mit der er seine Ideen vorträgt, wird dabei seiner Kunst zum Verhängnis, erschwert sie doch das Mitschwingen seiner Seele in den Liedern und vermittelt deswegen bloß einen Persönlichkeitsabdruck, der in Anbetracht bewußter Anlehnungsabsicht des Autors an das Werk der Zweiten Schlesier auch nur als minderwertiger Ersatz zu schätzen ist.

Und hier liegt die Hauptursache für den geringen Wert seiner weltlichen Dichtung. Bedenkt man außerdem, daß Männling als überzeugter Gottesmann die moralische Haltung des zeitgenössischen literarischen Schaffens nur bedingt teilen konnte und gerade darum auffällig bemüht ist, das sonst so beliebte Motiv

[142]) Müller, Günther: A. A. O. p. 57 f.

der sinnlichen Liebe auch in dem dritten Teile seiner Sammlung zu meiden, der unter der Aufschrift

III.

„Die lieblich-riechende Anmuthsrosen/
Das sind Eh- und Hochzeits-Gedichte
Nebst
Sonderbaren ODEN“

galante Versifexe zur Wiedergabe des Erotisch-Betonten in ihrer Kunst veranlaßt hätte, so wird man umsomehr verstehen, wie wenig bei allem poetischen Geschick seine Arbeit den Charakter subjektiver Erlebnislyrik gewinnen konnte. Mit dieser verneinenden Kritik soll nicht gleichzeitig behauptet werden, daß Männling dem Kreise der galanten Dichter fernsteht. Im Gegenteil! Aber die Leistungshöhe vieler derselben erreicht er in seiner weltlichen Dichtung nicht. Dafür sei das eine zu seinem Vorteil festgestellt: Er ist frei von sexuellen Komplexen. „Seine Lieder jongliedern nicht oder nur selten mit Zweideutigkeiten. Mit Vorliebe gebraucht er an Stelle bedenklicher Stilmittel eher jenes formale Spielen, das Abschatz für sein Werk zu einer einzigartigen Überlegenheit gestaltet hat, nämlich die Kunst des andeutungsweisen Sagens.“ [143]) Dafür gibt er in „Loredans verschmähter Jungfernliebe“ ein besonders typisches Beispiel, wenn er diesen in der dritten Strophe sprechen läßt:

3. Zwar die Natur hat Dir am Leibe nichts versaget,
W o r i n n d e r J u n g f e r n s c h a t z a l l e i n b e s t e h t,
Doch weiß ich, wie Du Dich offt selbst beklaget,
Daß Deine Brust sich nicht wie Teig erhöht,
Was andern Überfluß, das ist bei Dir gespahret,
Vermagerte Lenden beziehn den Leib,
Wär Eva so gewest, wie Du verwahret,
S i e w ä r e w a r l i c h n i c h t d a s e r s t e W e i b.“ [144])

Vieldeutig wird er auch in dem satirischen Chanson „Der gute Wechsel auf Hochzeit“, [145]) wo er schreibt:

---

[143]) Müller, Günther: a. a. O. p. 122.
[144]) Männling a. a. O. p. 563.
[145]) Männling a a. O. p. 576 f.

6. Es wechselt alles ab!
So Jakob mit zwei Frauen,
Die eine dient zum Schauen,
Die andere zum Wiegen,
Wo kleine Grötchen liegen,
Es wechselt alles ab!
7. Es wechselt alles ab!
Herr Irmisch tut dergleichen,
Der ihm ein solches Zeichen
Zu dem Clavier erkoren,
Dadurch er neu gebohren,
Es wechselt alles ab!"

Die äußere Gliederung der „Amaranthen" und auch der „Anmuthsrosen" zeigt genau dasselbe Bild wie die Sammlung der geistlichen Gedichte im „Poetischen Blumengarten." Wie in der letzteren bringt er auch hier zuerst strophenlose Gebilde, deren innere Struckturen aber eine klare Symmetrie besitzen und so angelegt sind, daß genau so wie in den „Andachten" gleich große Glieder von 3 und 6 oder 4 und 8 Verszeilen Umfang mit nur einem Gedanken gefüllt werden. Auf Sangbarkeit ist von vornherein verzichtet worden. Mit gelehrter, aber gefühlsarmer Bewegtheit eifert Männling an diesen Gedichten und gestaltet sie aus Mangel an echter Ergriffenheit zu ausgefeilten Machwerken ohne Seele. Wahrscheinlich hat er diese Schwäche selbst gefühlt, denn obwohl ihn mit Opitz und seinen Nachfolgern vieles Gemeinsame verbindet, vermeidet er es, anders wie jene, immer wieder zu betonen, daß man viel Bedeutenderes sagen könnte.[146]) Was er jedoch an echtem Empfinden vermissen läßt, versucht er oftmals und dann meistens recht glücklich durch eine Geschmeidigkeit in der Handhabung der technischen Mittel wettzumachen. So unterlaufen ihm nur selten Ungeschicklichkeiten in der Anwendung brauchbarer Reimwörter oder beim Abwägen gleichwertiger Versfüße und -zeilen, und auch dann, wenn sie auftreten, bleibt noch zu überlegen, ob nicht der gerade in der Bleßingschen Ausgabe von 1717 häufig spukende Druckfehlerteufel wieder einmal sein Unwesen getrieben hat.

[146]) Siehe dagegen: Vorrede zum Poetischen Blumengarten s. p. betreff die geistlichen Gedichte.

Als besonders typisch an diesen weltlichen Gedichten muß ihr betonter Gelegenheitscharakter hervorgehoben werden. Es handelt sich bei ihnen nämlich nicht um allgemein gültige und für jeden nutzbare künstlerische Werte, sondern um poetische Zuwendungen an bestimmte Personen zu außergewöhnlichen Anlässen. In der Überschrift, die hier gleichzeitig Sinngebung und Widmung ist, wird erst der Adressat genannt und nun folgt im gebundenen Text ein witzig-effektvolles Spiel geistreicher Deutungen und origineller Gedankenverbindungen mit seinem Namen zum Zwecke der Vertiefung eines günstigen, auf Blendwirkung abzielenden Gesamteindruckes. Schon der Titel ist auf diesen Endeffekt eingestellt. Wie in nachstehendem Beispiel läßt er keinen Zweifel über den Aufwand an poetischen Energien aufkommen, den der Empfänger zu gewärtigen hat:

„Die wunderbare Liebes-Macht /
Da die Braut Schwartzin einen Becker
Johann Gerlach/ heyratete. A. 1685,
Den 20. Februarii.[147])

Das Zwang-Seil dieser Welt, so man man die Liebe nennet,
Die Regel der Natur, der Menschen Folgungs-Schluß,
Ein Oehl-Tacht, das da brennt und doch nicht gar verbrennet,
Wo Mensch und Mensch verknüpfft, ein reiner Himmels-Kuß,
Ist mit der Mutter-Milch in Adams Brust geflossen,
Als dessen Cörper nur sein Leben überkam“ usw.

Aus diesen Reminiszenzen über die „Herkunfft der Liebe“ gleitet der Dichter geschickt über die Beweisführung ihrer Naturgesetzlichkeit zu der Schilderung ihrer Schönheiten:

„Sie wandelt alle Noth in Ambrosinen-Kuchen,
Zibeth und Honigseim, der klebt an ihrem Mund,
Bey Elend weiß sie Lust, bey Schmerzen Trost zu suchen.
Und macht den Sammel-Platz der höchsten Freuden kund.“

Damit scheint Männling der rechte Augenblick gekommen zu sein, die Beziehungen aufzudecken, zu denen seine im Aufsuchen interessanter Spitzfindigkeiten geübte Phantasie ihn beim liebevollen Gegeneinanderwägen von Anlaß und Gegenstand der Feier geführt hat. Der Name der Braut, Beruf des Bräutigams

[147]) A. a. O. p. 450.

und die beide Neuvermählten eng verbindende Liebe weisen ihm einen geeigneten Weg. Aber die Delikatesse der Situation verbietet ihm frisches Drauflosschreiten in der eingeschlagenen Richtung, und vorsichtig und zart versucht er sich darum erst in folgenden vorbereitenden Floskeln:

„Sie (die Liebe) knüpfft Stein und Gold, den Purpur mit der Seiden,
Die Schwärtze[148]) heißet ihr ein schönes Himmelreich."

Und weiter unten:

„Wie aber reimet sich auch schwartz und weiß zusammen?
Nimmt schwartze Tinte wohl die weiße Kreide an?"

Nach dieser rethorischen Frage, die ihm die Freiheit seines Handelns wiederzugeben scheint, steuert er unbeschwerter dem Ziele seiner Absichten entgegen und beginnt allmählich den Knoten zu lösen, den er bis hierher geschürzt hat:

„Ach aber! was nur deckt der Liebe weiche Schleyer,
Da ist bey der Vernunfft kein großer Unterscheid.
Mit Nahmen seyn vertheilt, doch in dem Geist vereinet,
Heist zwar ein Possen-Spiel, jedoch voll holder Lust,
Wo nichts als heller Glantz auf Hyblens Hügel scheinet,
Ein Englisch Jubel-Jahr vor die beschwerte Brust.
Dem Ruff nach schmertzlich seyn, doch lieblich am Gemüthe,
Macht, daß ein weiser Geist will Deinen Lippen bey
Du giebst das Wollen drein, und zeigest durchs Geblüthe,[149])
Daß Schnee-weiß, schwartz und roth die besten Farben seyn".

Bald aber wird er drastischer, wenn er in Vorbereitung des Schlusses deutlich wünscht:

„So wirst Du, Schwesterchen, das beste Theil dann haben,
Wenn euch die Liebe führt ins Bett und auch daraus,
Daß man in Deinem Krantz wird eine Sylbe graben,
So Herrschafft und Geboth zeigt durch das gantze Haus."

Und schließlich strebt er achtlos einem feinfühligen Empfinden der Pointe zu mit der trivialen Wendung:

---

[148]) Bezieht sich schon hier auf den Namen der Braut.
[149]) Reimfehler.

„Biß Deine Schwärtze sich mit weißem Mehl vermenget,
Die dritte Farbe führt von Blut und Fleisch herein,
Denn wer das Backwerck nur der Liebe recht anfänget,
Kan nach neun Monden wohl darinnen Meister seyn."

In derselben Art sind auch die ersten Gedichte aus den „Amaranthen" gehalten, nur daß sie dem Charakter des jeweils behandelten Stoffes gemäß entsprechend gewandelt sind. Ihr Wert liegt weniger auf literarischem als vielmehr zeit- und kulturgeschichtlichem Gebiete, ebenso wie der jener barocken Machwerke, die als strophisch gegliederte Gebilde die anderen Hälften der beiden Buchteile des „Poetischen Blumengarten" ausfüllen. Zum Beweise dafür sei auf die nachstehende Probe hingewiesen. Sie zeigt allerdings den Amaranthen-Liederschatz von seiner besseren Seite:

„Auf die Geburth des Kayserlichen Printzen
Anno 1700, den 14. November. Leopold/Joseph
Johann/Thaddaeus/Narcissus/Antonius/
Ignatius/Xaverius/Philippus/Nerius/
zu Breßlau auf dem Elisabeth-Thurme
abgesungen.[150])

Auf freudige Blicke!
Des Himmels Geschicke
Beut Kronen heut aus.
Die Sonne hegt Strahlen,
Die Erde zu mahlen,
Mit Trost und Behagen.
Es schwindet das Klagen,
Nachdem Josephus sich im Ebenbilde schaut
Und Leopoldi Haupt in holden Enckeln graut.

Des Hahnes sein Krähen,
Des Türcken Aufblehen
Wird künfftig verlacht,
Weil Oesterreichs Leben
Schutz, Segen kan geben,
So müssen die Scyllen
Des Unglücks sich stillen.

[150]) A. a. O. p. 399.

Die Königs-Schnaten stehn auch in dem Herbste grün,
Der Adler will die Art sehr guter Zucht erziehn.

Drum Breßlau laß klingen
Die Paucken, das Singen,
Entbrich Dich der Schuld,
Laß Lippen und Saiten,
Diß Wünschen ausbreiten;
Es reiche das Glücke
Dem Printzen die Blicke

Und laß doch Oesterreich in ihm unsterblich seyn,
So wiegt ein Unterthan sich bei Trompeten ein.

Nachklang

Auf! Jauchze Budorzis, Heyl, Friede und Wonne.
Die küssen sich ietzund in süßester Ruh,
Auf Erden vergnügt sich die irrdische Sonne,
Drum mischet die Freude ihr Glück! Glück! dazu."

Einen interessanten Beitrag zur Biographie des Dichters liefert die bei seinem Wegzug aus Schlesien um 1700 entstandene Abschiedsarie mit dem voraufgehenden vielsagenden Sinnspruch:

„Partria dat vitam, raro largitur honores,
Hos longe melius terra aliena dabit.

Gute Nacht![151]) mein Schlesien, der Schluß ist schon gestellt,
Ich soll aus Deinen Gräntzen ziehn in eine neue Welt,
Ach stößt Du Deine Kinder aus, die Du erzeuget hast,
Ich muß bey Dir ein Fremdling seyn und anderswo ein Gast.
Drum leb und sterb ich Dir ganz ab,
Ich sing und dencke doch ans Grab,
Und sage gute Nacht!"

Den vierten Teil seines Sammelwerkes hat Männling ausschließlich der Vergänglichkeitspoesie vorbehalten, woraus schon zu ersehen ist, welche Bedeutung er in Übereinstimmung mit den Forderungen seiner Zeit derselben beizumessen gewillt ist. Es wird dies umso deutlicher, als seine Begräbnislyrik ihrem Charakter nach eher der geistlichen Dichtung zuzuweisen wäre; denn nicht nur nach Form und Inhalt, sondern auch ihrem Werte

[151]) Ein bei Männling beliebter und darum oft gebrauchter Gedichtsanfang.

nach erinnern

„Die Bittere Trauer-Cypressen
Das sind unterschiedliche Leid- und
Begräbniß-Gedichte"

an die „Himmel-blauen Hiacynthen" mit ihren „Sonn-, Fest- und Apostel-Tags-Andachten". Allerdings muß zugegeben werden, daß sie in ihrer ersten Hälfte häufig genug auch die Haltung der weltlichen Barockpoesie annehmen und dann eine Prägung zur Schau tragen, die sich von der ihrer großen Muster Lohenstein und Hofmannswaldau nur noch durch das Weglassen der krassesten Züge unterscheidet, wie sie uns in den Schilderungen abscheuerregender Häßlichkeiten der einschlägigen „Verwesungsliteratur" entgegentreten. Und das soll für Männling als ein besonderer Vorzug hervorgehoben sein: Geschmacklosigkeiten ist er nach dieser Richtung hin in seinem „Poetischen Blumengarten" mit Feingefühl aus dem Wege gegangen.

In der schematischen Anlage der Gedichte befleißigt er sich einer bewußten Nachahmung seiner Vorbilder. So wird eingangs in den sonderbarsten Variationen die Vergänglichkeit alles Irdischen deutlich gemacht und durch ein Prunken mit entlegener Weisheit gestützt, das sogar vor der Anwendung nachstehender Ungeheuerlichkeiten nicht zurückschreckt:

„. . . Leonis Kayser-Ruhm und Stein-vermengte Schätze,
Sein Zerbaf gleicher Rock, geflammter Thirosoll,
Zerbricht nebst seinem Geist Morbonens Schluß-Gesetze,
Wenn er dem Grabe reicht den allgemeinen Zoll . . ."[152])

Oder an anderer Stelle:

„. . . O harter Donner-Keil! Der Hertz und Glieder rührt,
Wie soll nicht Niobe in einen Stein sich kehren,
Wer wird gleich Harpago ohn' Wehmuth auffgeführt,
Da eine Hecuba zerfliest in tausend Zehren? . . ."[153])

Männlings Nachschaffen ist aber nicht streng und ohne jede Abwandlung den Musterbeispielen gegenüber. Oft genug läßt er das auffällige Bestreben erkennen, Neues zu bringen und dadurch originell zu wirken. In den Einleitungen seiner Trauergedichte erreicht er dies leicht durch stoffliche Änderungen, indem

[152]) A. a.. O.: Der unverwesliche Ehren-Kittel, p. 584 ff.
[153]) A. a O. Die vor der Zeit verfallene Hoffnung, p. 654 ff.

er z. B. die sonst dort üblichen Schilderungen der Unbeständigkeiten des Lebens wegläßt und durch Beispiele aus der Geschichte ersetzt.[154]) An anderer Stelle ist sein Bemühen um Originalität wiederum in jenem Abschnitt zu spüren, der bei Lohenstein und Hofmannswaldau wie überhaupt bei den meisten Vertretern dieser Richtung für das Aufzählen der Tugenden des Verstorbenen bestimmt war und das schmerzliche Moment besonders betonen sollte.[155]) Ein drittes Mal wendet er wieder dem Schluß- oder Tröstungsteil seine größte Aufmerksamkeit zu, arbeitet jedoch dann kaum mit anderen Trostgedanken, als wie sie bei seinen Zunftgenossen auch zu finden sind. Damit bekundet er wie die meisten von ihnen, daß ihm entweder „die Möglichkeit fehlt, die Macht des Todes in ihrer vollen Größe zu erleben,“[156]) oder aber der poetische Apparat seiner Schule es nicht erlaubt, die Ehrlichkeit und Tiefe eines leidstillenden Mitgefühls in überzeugender Eindringlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Durch die erdrückende Fülle rein rationaler Metaphorik, wie sie der besonders in seinen jüngeren Lebensjahren erkennbare epigonale Anschluß an literarische Vorbilder ihm aufzwingt, wird jedenfalls genau das Gegenteil von dem erreicht, was einem schmerzerfüllten Herzen wirkliche Linderung verschaffen könnte. So bleibt er mit seinem Bemühen um echte Kunst weit hinter dem Ziele zurück, das er in der zweiten Hälfte seiner Trauer-Cypressen erreicht. Hier in den Oden und Arien klingen ihm wieder Melodien, die an den Ideengehalt seiner geistlichen Gesänge lebhaft erinnern und eine Tiefe der Empfindung verraten, wie sie nach der erwähnten augenscheinlichen Unfähigkeit zur Wiedergabe des Todeserlebnisses in Erstaunen setzen muß. Als Beispiel dafür sei besonders der nachstehende Choral über einen Text aus dem 2. Korinther-Brief, Vers 1 und 2, erwähnt. Er hat sich in den evangelischen Gesangbüchern unter allen Kirchenliedern Männlings am längsten gehalten:

---

[154]) A. a. O.: Die verwayste Buchdruckerey, p. 758 ff. Als Erklärung dafür kann allerdings angenommen werden, daß Männling genau so wie Hofmannswaldau „Vergänglichkeit“ als den Sinn der Geschichte deutet. (Siehe Ibel, p. 120).

[155]) A. a. O.: Das verbündliche Mitleiden, p. 714 ff.

[156]) Ibel, a. a. O. p. 121.

1.

„GOtt lob! es ist nunmehr zum Ende
Der schwere Lebens-Lauff gebracht,
Mein Jesus reicht mir seine Hände
Und hat mich los der Noth gemacht,
Ich weiß nichts mehr von Jammer-Klagen,
Noch schwerem Ungemach zu sagen,
Welt gute Nacht!
Hier ist's vollbracht. Vollbracht!

2.

Ich hatte mir zwar eine Hütten
In Jesu Seiten auffgebaut,
Jetzt aber soll ich in der Mitten
Des Himmels wohnen, wo man schaut
Die große Freuden-reiche Wonne,
Wo Gott der HErr ist Licht und Sonne,
Welt gute Nacht!
Hier ists vollbracht. Vollbracht!" usw.

Ein ähnliches Motiv verarbeitet er formal einfacher, jedoch darum nicht weniger glücklich in der Ode „Das gute Ende." Wie in der vorhergehenden, so klingt auch hier in erschütternder Gewißheit der feste Glaube an ein Fortleben der Seele nach dem Tode durch. Ruhm und Ehre, Reichtum und Macht sind ihm wie alle anderen irdischen Güter ferngerückt, und im Anschauen Gottes zeigt er sich auch beim Rückblick auf das Vergangene bereits ewigkeitsverbunden. Er überwindet also die Haltung Hofmannswaldaus, der in seinen „Begräbniß-Gedichten" religiöse Sphären eigentlich nirgends berührt, ja geht rein gefühlsmäßig sogar weiter als Lohenstein mit seiner deutlichen Annäherung an die religiösen Pole eines Gryphius. Er verzichtet freilich dabei auf das blendende Spielwerk rein verstandesmäßigen Wortschmuckes. Aber vielleicht ist es gerade darauf zurückzuführen, daß ihm die Überzeugungsgröße des letzteren wie rein zufällig in die Feder fließt und Saiten zum Tönen zu bringen vermag, wie sie beim Erleben echter Kunst wohl immer hörbar sind. Und das ist auch hier der Fall, wenn er schreibt:

1.

„Es ist vollbracht
Der Lauf in diesem Leben,
Mein Jammer-Stand
Ist umgewandt,
Gott will mir Ruhe geben,
Hier ist es ausgemacht,
Welt gute Nacht!

2.

Es ist vollbracht
Diß Tagewerck auf Erden
Die Sabbaths-Lust
Wird mir bewust,
Der Himmel soll mir werden.
Mit mir bleibts ausgemacht,
Welt gute Nacht!

3.

Es ist vollbracht,
Die Siech-Last hat ihr Ende,
Die Seligkeit,
So voller Freud,
Die faß ich in die Hände,
So wohl hats GOtt gemacht!
Welt gute Nacht!"

Und der ergreifende Ausklang in der 7. Strophe:

7.

„Es ist vollbracht,
Der Athem will verschwinden,
Lebt alle wohl.
Gott rufft, ich soll
Bey ihm das Leben finden,
Nun bleibt es ausgemacht,
Welt, gute Nacht!"

Mit diesem sowie dem vorhergehenden Choral erlebt Männling gewissermaßen den „Zerfall seiner Körperlichkeit."[157]) Die

[157]) Ibel, a. a. O. p. 126.

„Grundlage seiner dichterischen Welt gerät aber damit nicht wie bei Hofmannswaldau ins Wanken“,[158]) denn bei ihm sind es nicht Sinnlichkeit und Liebe, die das Fundament und die Triebkraft seines künstlerischen Schaffens bilden, sondern eine weise Gotteserkenntnis und ein vertieftes Glaubensleben. Die Tatsache des Vorhandenseins solch ethischer Qualitäten und ihr offenkundiges Emporquellen schon in den Jahren beginnender Reife erklären die Intensität seiner Gottversunkenheit im Alter, und daher kommt es, daß seine späte Dichtung nicht wie bei Hofmannswaldau einen poetischen Umbruch zeigt, sondern den Abschluß einer gleichmäßig mit aufwärts gerichteter Zielstrebigkeit fortlaufenden Kurve, auf deren Höhepunkt sich obige beiden Arien vorfinden. „In ihren Versen ist das barocke Spiel mit den Fragen“ des Lebens „und der Vergänglichkeit überwunden zugunsten einer von ewigen Mächten bestimmten“[159]) und willig hingenommenen Bereitschaft zur Auflösung in Gott, dem Anfang und Ende aller Dinge.

Als Anhänger der zweiten Schlesischen Schule hat Männling sich auch auf epigrammatischem Gebiete versucht. Die Ergebnisse dieser Arbeit umschließt der letzte Teil seines „Poetischen Blumengarten“ mit dem Titel

„Selbst-ersonnene Grabschriften“.

Seine Sinnsprüche sind nicht wie diejenigen Friedrich von Logaus[160]) der sichtbare Ausdruck eines zwangsläufig sich auswirkenden inneren Dranges, sondern nur Resultate einer Übung, einer Mußebeschäftigung seines formal gerichteten Geistes. „Um der inhaltlichen Seite den nötigen Erfolg zu verleihen, wählte er“, wie allgemein üblich, „stofflich interessante und kuriose Themen“[161]). So verfaßt er Grabschriften über „Hiob den Geduldigen, Sokrates, Penelope die Keusche“, über ein böses, altes Weib, einen Verliebten, einen gebratenen Hahn, einen Juden und nach vielen anderen Beispielen über einen erlegten und nun zu verspeisenden Hirsch. Ihre Art zeigt die von Lohenstein und

158) Ibel, a. a. O. p. 126.

159) Ibel, a. a. O. p. 128.

160) Eitner, Gustav: Friedrich von Logaus sämtliche Sinngedichte, Tübingen 1872.

161) Ibel, a. a. O. p. 66.

seinen Epigonen bevorzugte Prägung, erreicht aber nicht den Zynismus und die Roheit ihrer Vorbilder.

Unter ihnen poetische Köstlichkeiten zu suchen, wäre ein vergebliches Bemühen. Zwar fehlt ihnen nicht die epigrammatische Zuspitzung, die sogar gelegentlich eine wirksame Pointe herauszustellen vermag, aber die Prägnanz der Sprache ist ihnen fremd. Der Eindruck, den sie hinterlassen, ist der einer Spielerei.

# Männlings poetische Deutung.

## 1. Gehalt.

Nicht nur zeitlich, sondern auch nach der Eigenart seines dichterischen Schaffens steht Männling in der letzten Entwicklungsphase der Zweiten Schlesischen Schule. Er ist keiner der „großen Unternehmer des 17. Jahrhunderts in Theorie oder Praxis wie Opitz, Zesen, Harsdörffer, Kühlmann oder Lohenstein". [162]) Vielmehr folgt er als eigenwilliger Epigone diesen großen Vorbildern, wobei er besonders zu letzterem in vielseitige Abhängigkeit gerät. Seine Poesie ist ein unverfälschtes Abbild der literarischen Epoche, die ihn trägt, und des geistigen Milieus, in das er aus beruflichen Gründen hineinzuwachsen bestimmt war. Sie bietet fast ausschließlich Gelegenheitslyrik. Es wäre aber verfehlt, von ihr als von einem neuerlichen Beweisstück für die Ibelsche These [163]) zu reden, nach der fast alle Barockdichter den Inhalten ihrer Werke mit einer gewissen Hilflosigkeit gegenüberstehen. Das ergibt sich am deutlichsten aus dem Verhältnis des Dichters zu seinen geistlichen Liedern. Hier beweist er, daß für ihn noch nicht alle Bindungen, die den Menschen gegen Gott, die Welt und gegen sich selbst verpflichten, gelöst und gelockert sind oder nur in der Konvention fortbe-

---

[162]) Ibel, a. a. O. p. 37.

[163]) Ibel, a. a. O. p. 35.

[164]) Wilh. Dilthey, Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation.

stehen.[164]) Bei ihm ist das „seelische Dasein" noch nicht bloße Funktion des Denkens" geworden, welches „Triebe auf Zwecke und Kräfte auf Regeln" abzieht und kein Erlebtes anerkennt.[165]) Mithin entbehrt auch sein Bekenntnis zum Rationalismus jener überzeugenden Nachdrücklichkeit, die das Empfindungs- und Willensvermögen von dem des Erkennens zu isolieren vermochte, um jedem die Führung eines Sonderlebens zu gestatten, auf dessen Grundlage dann der barocke Dualismus phantastische Blüten hätte treiben können. Und daher kommt es, daß zumindestens in seiner geistlichen Dichtung sich nicht nur selten Mißverhältnisse und Unverständlichkeiten bezgl. seiner ethischen Beziehungen herausbilden, sondern auch die psychischen Vorbedingungen gegeben zeigen, die eine harmonische Gestaltung von Stoff und Inhalt ermöglichen. Wenn diese nicht überall getroffen wird, so trägt weniger ein sichtliches Unvermögen, aus dem Herzen quellende Empfindungen in Worte kleiden zu können, als vielmehr der Hang zur Gelehrsamkeit und Vielschreiberei, dem Männling ebenso wie fast alle Barockpoeten unterliegt, die Schuld daran. Dieser Zug der Zeit ist am deutlichsten in den „Andachten" zu spüren. In ihrer Art als religiöse Betrachtungen dienen sie zwar ihrer Bestimmung, zu erbauen und zu belehren. Aber der Eindruck, daß sie konstruiert sind, ist bei vielen von ihnen zu deutlich, als daß er weggeschwiegen werden könnte.

Über die Grundstimmung in der geistlichen Dichtung wurde schon bei der Kritik der „Hiacynthen" berichtet. Sie ist die der Zweiten Schlesischen Schule mit dem Hauptthema der Vergänglichkeit. Doch nicht wie bei Hofmannswaldau ist hier das Leben die Bestätigung einer „Philosophie des vergehenden Werdens entkleidet aller Metaphysik." [166]) Vergänglichkeit bedeutet bei Männling nicht nur Sinn des Lebens vom Standpunkte des Todes aus gesehen. Sie ist hier Ausgangspunkt und Ursache für seine Erwägungen über die Eitelkeit alles Irdischen, für die Erkenntnis des eigenen Unwertes und mündet in einer bewußten Erweckung des Bußgedankens, der in der vertieften Schilderung der Schönheit, Macht und Güte Gottes eine sinnfällige Motivierung

---

[165]) F. Strich: Deutsche Barocklyrik a. a. O. p. 709.
[166]) Ibel, a. a. O. p. 119.

erfährt:

. . . „Mit Thränen will ich erst mein sündlich Thun begießen
Hernach ob Deinen Tod dieselben lassen fließen . . .“ [167]

In dieser Richtung ähnelt seine Haltung der eines Andreas Gryphius, nur stellt dieser in seiner geistlichen Dichtung die Nichtigkeit der Dinge dieser Welt schroffer heraus und läßt eine ferne Hoffnung auf die Seligkeiten des Jenseits leuchten, während Männling den Hinweis auf den himmlischen Lohn umbaut mit Beteuerungen seiner Liebe zu Gott und Versicherungen seiner Treue und seines Dankes gegen den Schöpfer. Es verdient gerade dieses Moment besonders herausgehoben zu werden, ist es doch ein deutlicher Beweis dafür, daß unser Dichter als ein Produkt seiner Umwelt geneigt war, getreu seinem Amte als Seelsorger seinen erziehlichen Pflichten überall dort gerecht zu werden, wo die Gegebenheit der Umstände es von ihm zu fordern schien. Diese tendenziöse Einstellung mußte naturgemäß seiner geistlichen Lyrik eine besondere Wesenseigentümlichkeit vermitteln. Sie tritt in seinen Gedichten als lehrhafter Ton in Erscheinung und wird verdeutlicht durch Nutzanwendungen, Ermahnungen und Anbringung guter Vorsätze. [168])

„Wer seinen Heiland liebet,
den hat er nie betrübet, . . .“ [169])

oder „Ich will nicht mehr!
Nach Sodoms-Aepffeln sehen,
Dem Wollust-Dagon flehen,
Noch falsche Lehr
In Hertz und Blicken hegen,
Weg schädliches Bewegen!
Ich will nicht mehr!“ [170])

Bei der poetischen Behandlung des Vergänglichkeitsgedankens konnte Männling leicht an einer der grundlegendsten Naturformen des Menschenlebens [171]), dem Tode, dichterische Antriebskräfte von bemerkenswerter Spannung finden, und dies umsomehr, als sich in der gesamten Literatur des 17. Jahrhunderts das

---

[167]) Poet. Blumengarten p. 32.
[168]) Poetischer Blumengarten p. 26 bis 32.
[169]) Poetischer Blumengarten p. 255.
[170]) Poetischer Blumengarten p. 198.
[171]) Ibel, a. a. O. p. 117.

Erlebnis des Todes vom Gesichtspunkte der Vergänglichkeit aus gestaltet. „Es ist das Leitmotiv des ganzen Jahrhunderts, daß alles auf Erden eitel ist, ein Schatten, ein Wind, ein Rauch . .“ [172]) In seiner geistlichen Dichtung stellt sich allerdings dieses Motiv anders dar als in seinen Begräbnisgedichten; denn während es hier als das Zeichen einer unausweichbaren Naturnotwendigkeit abgehandelt wird, nimmt dort der Dichter Gelegenheit, aus Rücksichten der Seelsorge durch den Hinweis auf religiöse Erkenntnisse gläubige Vertiefung zu erzeugen. Unter solchen Aspekten genommen ist es wohl verständlich, wenn ihm der Tod nicht immer als willkommener Freund erscheinen kann, der von Sünde und Leid befreit, wie es bei Andreas Gryphius zu lesen ist, sondern unter der pädagogisch-orientierten Feder gelegentlich auch zu einem Gut und Leben zerstörenden Schrecken wird:

„Wer nimmt sich alsdann meiner Lieben,
Der nächsten Freund und Kinder an,
Wo werden sie gar hin verstieben,
Wer bleibet meines Weibes Mann?
Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut,
Mach doch mein letztes Ende gut!“ [173])

Diese Geisteshaltung wird Ursache für eine lange Reihe mannigfaltigster anderer Themen, von denen als besonders naheliegend vom Standpunkte des Predigerdichters aus gesehen die Sünde, das Laster und die Begierden gelten müssen. Auch Hofmannswaldau und Lohenstein schildern Laster und Begierden. Der erstere bekränzt sie, der andere verurteilt sie, aber sein Verurteilen ist nicht das eines von Zweifel und Bedenken gegen den Glauben Unberührten. Er richtet nicht mehr vom Forum religiösen Unterschüttertseins aus, wie es bei Gryphius der Fall ist, der die Sünde nur als Gegensatz zur Reinheit kennt und aus seiner urwüchsigen Glaubenssicherheit heraus den Kampf Geist — Fleisch, Tugend — Sünde von vornherein zu Gunsten der ethischen Qualitäten entscheidet. Um eine ähnliche Haltung ist auch Männling in seinen „Himmelblauen Hiacynthen“ bemüht, nur vermag er anscheinend nicht so unberührt wie jener aus dem Streite

[172]) F. Strich: Deutsche Barocklyrik, Genius 1922, p. 29.
[173]) Poet. Blumeng. p. 249: Das erwogene Lebens-Ende.

zwischen Gut und Böse herauszutreten, wenn er in einer Buß-Ode singt:

„Ihr Sünden gute Nacht!
Die ihr mir schnöde Kost, den Nattern gleich, gegeben
Ihr streut mir Rosen für und dornet meinem Leben" usw. [174])

Im Zusammenhange mit dieser Ideengruppe steht das Motiv des Zweifels an der falschen Welt [175]), das Männling mit starkem Einfühlungsvermögen und sprachlicher Gestaltungskraft als neue Variation des seinem Schaffensbereich eigenen Themenkreises hinzuzufügen weiß. Ablehnung irdischer Dinge und ein optimistisches Jenseitsgerichtetsein ergeben sich daraus weiterhin als versgebundene Gedanken des Trostes an „das betrübte Herz". [176]) Sie kehren im Rahmen seiner Passionsgesänge [177]) immer wieder, sind dem Dichter aber auch wert genug zur alleinigen Auffüllung der Inhalte besonderer „Trost-Seuffzer", wie sie in den geistlichen Dichtungen seiner Zeit gang und gäbe waren.

Zuletzt sei noch an den durch die Kirchenfeste bedingten dichterischen Ideengehalt erinnert. Er wird bei Männling zu einem eigenen, umfangreichen Motivkreis verwertet und wirkt mitbestimmend nicht nur in der stofflichen und formalen Gestaltung einzelner Gedichte, sondern auch gliederungstechnisch in der Anordnung der gesamten Materie der Sonn-, Fest- und Apostel-Tages-Andachten.

Die Stoffgebiete, die in Männlings geistlicher Lyrik in Erscheinung treten, sind die gleichen wie in der übrigen geistlichen Dichtung des Barock und erfuhren schon bei der Behandlung des „Poetischen Blumengarten" ihre gebührende Herausstellung. Nur auf die Psalmendichtung sei aus Gründen der Vollständigkeit noch einmal hingewiesen. Ihre äußere Struktur weist verschiedentlich auf Mühlpfortsche Anregung hin. Aber auch Paul Gerhardt ist stellenweise Vorbild gewesen, wie der

---

[174]) Poet. Blumeng. p. 194: Ein anders (Buß-Ode).

[175]) Poet. Blumeng. p. 231: Die bekümmerte Seele wegen der falschen Welt

[176]) Poet. Blumeng. p. 233: Trost-Seuffzer.

[177]) Auf diese ist bereits weiter oben auf Seite 108 f. eingegangen.

nachstehende Vergleich erkennen läßt:

**Paul Gerhardt:**[178]

„Herr, der Du vormals hast Dein Land
Mit Gnaden angeblicket,
Und wenn Du Strafen ihm gesandt
Es wiederum erquicket usw."

**Männling:**[179])

„Komm, Menschen-Freund, geliebter Gott,
Kehr ein in meinem Hertzen,
Damit verstreiche Leid und Noth,
Der Kummer und die Schmertzen, usw."

Wie bei Mühlpfort[180]) zeigt auch hier die Psalmendichtung Wesen und Prägung wie jene der Reformationszeit. Ihrem Inhalte nach lassen sich deutlich mehrere Gruppen unterscheiden. So findet man bei Männling Gedichte, die den Psalmenton nachahmen, ohne aber irgendwelche Anlehnung an das Ideengut irgendeines Psalmenverses aufzudecken. Hierzu wäre auch das zuletzt in Parallele zu Gerhardt angeführte Beispiel zu rechnen.

In einer anderen Gruppe wiederum geben die Lieder einen bestimmten Psalm in gereimter Form dem Inhalte nach wieder wie die schon früher erwähnte Andacht zum XI. Sonntage nach Trinitatis:

„Laß mein Seuffzen vor Dich kommen,
Vater in dem Himmels-Thron . . . ."

Zu der dritten Art zählen alle anderen Lieder psalmodierenden Charakters. Sie bieten bestimmte Teile eines Spruches und weiten dieselben unter Hinzufügung entsprechender Erläuterungen sinngemäß aus.

Trotz solcher Verschiedenheiten in der gedanklichen Durchführung ist aber allen Beispielen der Männlingschen Psalmendichtung als etwas unlöslich Bindendes eine bestimmte seelische Haltung eigen, die hier nicht nur als von der Eigenart des Stoffes bestimmt gefaßt werden will, sondern als ein Atem des dichterischen Geistes, der Gestalt und Leben gibt. Keine religiöse Ekstase läßt sich aus ihrer lichtvollen Größe erwarten, keine

[178]) Paul Gerhardt: 1. Str. des Liedes: „Herr, der Du vormals".
[179]) J. Chr. Männling: Andachten, II. Sonntag nach der Offenbarung Christi.
[180]) Karl Hofman: Heinrich Mühlpfort und der Einfluß des Hohen Liedes auf die zweite schlesische Schule.

süßliche Verzückung spricht aus der Schlichtheit ihrer Zeilen oder erfüllt wie die Sprache des Hohen Liedes mit erotischer Erregung. Nur echte, lebenswarme Gefühlstiefe strahlt aus ihnen hervor, eine stille Bewegtheit des Herzens, die zum Herzen wieder zurückfließen muß.

Ganz anders dagegen tritt das dichterische Schaffen Männlings auf dem Gebiete der weltlichen Lyrik in Erscheinung. Es ist orientiert nach den literarischen Gepflogenheiten der meisten Schlesier des Hochbarock und weist in seiner Stoffwahl eine Einseitigkeit auf, die mehr oder weniger bedingt war durch die poetische Moderichtung seiner Zeit, die galante Lyrik. Wenn darum ein ganzer Buchteil aus dem „Poetischen Blumengarten" nur ein einziges Thema — die Liebe — zu kennen vorgibt, so ist damit eine Einstellung des Verfassers angedeutet, die er mit Lohenstein und allen galanten Dichtern des 17. Jahrhunderts gemein hat.

Trotzdessen bekennt sich Männling nicht aus Neigung zu dieser Richtung, wie seine „Eh- und Hochzeitsgedichte" zunächst vermuten lassen, und er bezeugt diese erotikfreie Haltung selbst durch die schon oben zitierten geharnischten Worte über „Schänd- und ärgerliche Vorstellungen" im Vorwort zu seinem „Poetischen Blumengarten". Wenn man nun auch nicht ohne weiteres geneigt zu sein braucht, dieses vielleicht absichtlich betonte ethische Niveau ernst zu nehmen, weil ähnliche Überzeugungen ebenso bewußt aus den Vorworten anderer zeitgenössischer Werke, z. B. der „Weltlichen Gedichte 1727" von Gottfried Benjamin Hancke,[181]) klingen, so dürfte doch die Lektüre seiner galanten Gedichte bald die Aufrichtigkeit solcher ablehnenden Äußerungen zu beweisen imstande sein.

Die weltanschauliche und künstlerische Gesinnung, die damit bekundet wird, ist eine von der eigentlichen galanten Schule grundverschiedene. Schon im rein Stofflichen wirkt sich diese Tatsache deutlich erkennbar aus. Zwar verschmäht Männling nicht, die Thematik der galanten Lyrik teilweise seinen Zielen nutzbar zu machen, aber von erschöpfenden Schilderungen der Reize seiner Geliebten, von ausgeklügelten Pikanterien, von überwuchern-

[181]) Bukert, a. a. O. p. 54.

der Reflexion und gesuchter Gefühlsanalyse[182]) ist bei ihm nichts zu merken. Gewiß findet man auch in seinen Dichtungen den vergeblich um Erhörung flehenden Liebenden samt einer vollständigen Skala jener Ausdrücke, welche die Liebe als Qual und den Betörten als den Sklaven des begehrten Weibes schildern. Jedoch gilt diese Feststellung nur für die Periode seines Frühschaffens. Es fehlt bei ihm ferner das Kußmotiv, das gerade jene Richtung in immer mehr verkünstelter Formung variiert und schließlich überspitzt und ebenso die Beschreibung der einzelnen Körperteile der Geliebten mit den damit verbundenen Obszönitäten wie bei Hofmannswaldau, Lohenstein, Besser und anderen. Überhaupt vermeidet er in seinem Schaffen mit einer auffälligen Absichtlichkeit alles, was den „Wert des Weibes in die Fleischlichkeit ihres Leibes und in das Ausmaß ihrer rein körperlichen Sinnlichkeit“[183]) legen könnte. Wenn er nun auch nicht die Frau als den weiblichen Typ an und für sich zu erleben vermag, so ist seine Haltung doch dergestalt, daß sie mit Recht mehr einer idealen Verehrung der Frau zugeneigt als erotisch gerichtet angesehen werden darf. Überdies findet sich in seinen Gedichten mehrfach die Betonung von „Moral und Tugend, die der galanten Lyrik wesensfremd ist.“[184]) Der Gegensatz, in den sich Männling durch die Einbeziehung der letztgenannten Themen zu dieser poetischen Richtung stellt, wird mit fortschreitendem Absinken seiner Schaffensenergien immer eindeutiger, und man geht bestimmt nicht fehl, den Dichter in seinem letzten Lebensjahrzehnt als offenkundigen Apostaten der galanten Front der Gruppe Mühlpfort, Stolle, Neumeister und Gottfried Benjamin Hancke zuzuzählen. Daß nicht nur das zunehmende Alter bei ihm als Ursache für einen entsprechenden Gesinnungswechsel verantwortlich zu machen ist, wird bereits in der Kritik des Vorwortes zum „Poetischen Blumengarten“ klargestellt.

Im Bereich seiner weltlichen Dichtungen finden sich auch solche mit frauenfeindlicher Tendenz. Aber sie liegen in keiner sich konsequent fortspinnenden Entwicklungslinie, die das Auftreten ungalanter Dinge erst für die Zeit seiner Abklärung er-

---

[182]) Waldberg, a. a. O. p. 54.
[183]) Ibel, a. a. O p. 87.
[184]) Bukert, a. a. O. p. 55.

warten lassen würde. Vielmehr sind sie zwischendurch in die chronologisch orientierte Sammlung der Eh- und Hochzeits- und auch der Freudengedichte eingefügt und teilweise dem Entstehungsjahre nach schon in der Gruppe seiner Erstlingsarbeiten zu entdecken. Ihre Zahl ist aber gering und ihr literarischer Wert so unbedeutend, daß man sie eigentlich übersehen müßte, wenn sie nicht eben von Männling mit der Absicht dem „Poetischen Blumengarten" eingepflanzt wären, als vollgütige Zeugen ihres Autors Zugehörigkeit zu den Zweiten Schlesiern zu dokumentieren und dementsprechend sein künstlerisches Gesamtbild eindeutig zu umgrenzen. Der in ihnen erfaßte frauenfeindliche Themenkreis ist denn auch nicht so umfangreich und beschränkt sich auf die von den Galanten am häufigsten behandelten Stoffe. So warnen die einen vor der Liebe, andere spiegeln den abgrundtiefen Haß des verschmähten Liebhabers etwa mit Worten nachstehender Rücksichtslosigkeit:

„Ich bleibe stets Dein Freund, wann ich von Dir entfernet,
Denn nähere Liebe gebiehret die Pest,
Und will, daß alle Welt von mir erlernet,
Daß Klugheit Jungfern-Volck und Dornen läßt."

Die übrigen Gedichte zeigen satirischen Einschlag und geißeln in mehr oder weniger bombastischen Wortschwall den Mangel an Treue und Beständigkeit bei der Frau, bringen die Freude über die Freiheit vor der Ehe zum Ausdruck und halten mit dem Spott über die Dummheit eines in Verzückung geratenen Verliebten nicht zurück. Als bestes und seiner Kürze und Pointe wegen graziös wirkendes Beispiel dieser Gattung sei das „Scherzgedicht von Frauen" hier wiedergegeben:

„Was der und jener schwatzt von unserm Frauen-Stand,
Er sey der Schlipffrigkeit und dem Betrug verwandt,
Das ist ein Affenspiel, es lobts kein kluges Hertze,
Zwar jenem ist's kein Ernst, und ich sag's auch im Schertze."

Das sonst in der Barocklyrik begegnende Motiv des bösen Weibes ist dem Männlingschen Schaffen unbekannt. Angenehm berührt außerdem eine gewisse Zurückhaltung in seinen Vorwürfen gegen das zarte Geschlecht. Lasterhaftigkeit, Gewinn- und Genußsucht, Zanklust und Egoismus sind nicht wie so oft bei

seinen Zeitgenossen auch ihm dauernd wiederkehrende und billige Motive seiner Frauenkritik, und vergeblich wird in seinen Werken ein Anhaltspunkt dafür zu suchen sein, daß eine Neigung zu völliger Ablehnung des Weibes als Lebenskameraden ihn erfüllte und er die Ehe sogar als Strafe für den Mann zu betrachten imstande war.

Sucht man eine Erklärung für das Hervorkehren dieser sympathischen Haltung, so kann man seinen Beruf und die daraus sich ergebende Einstellung zu den Fragen gesellschaftlicher Ordnung allein nicht als Ursache angeben. Vielmehr muß auch in seinem Charakter und der Art, wie er zu seinen beiden Frauen und als Vater zu den Kindern stand, ein Hauptgrund sich geltend gemacht haben. Solcher In- und Umweltgebundenheit, der sich ein aus tiefer Gottgläubigkeit geborenes Verständnis für die Schwächen der Dinge seines Lebenskreises zugesellte, muß es gleichfalls zugeschrieben werden, daß ihm die psychologischen Voraussetzungen für eine bemerkenswerte Betätigung „absonderlich zur Satyrischen Schreibart“ [185]) fehlten. Männling ist kein Satiriker. Was er auf dem Gebiet der Spottdichtung hervorgebracht hat, ist nur Modeschöpfung. Sie läßt eine Abhängigkeit von großen Vorbildern, wie es für jene Zeit die französischen Klassizisten und deutschen Hofdichter waren, nicht erkennen und tritt so spärlich auf, daß mit ihrer bloßen Erwähnung genug getan ist.

Eigenartig berührt die Tatsache, daß die seit Opitz in der Lyrik des 17. Jahrhunderts immer wieder Verwendung findende Eklogendichtung im „Poetischen Blumengarten“ kein einziges Beispiel ihrer Gattung besitzt. Sollte die Männlingsche Muse auch hier bewußt ein Spiel mit den allerdings verführerischen Freuden des Schäferlebens abgelehnt haben, so würde dieser Mangel das poetische Gesamtbild unseres Dichters wesentlich schärfer umreißen und damit immer deutlicher von dem zeitgeschichtlichen Hintergrund eines nachahmefreudigen Epigonentums der großen Schlesier abheben.

In den poetischen Sammlungen um die Wende des 17. Jahrhunderts finden sich als besondere Rubrik innerhalb der Gruppe

[185]) Hanke, Gottfried Benjamin: Poetischer Staar-Stecher, p. 6.

Gelegenheitscarmina die Lobgedichte. Auch Männling hat solche in reichlicher Menge geschrieben, aber nur wenige auf gekrönte Häupter, und diese wenigen sind so bar allen heroisierenden Charakters, daß man kaum wagen dürfte, ihm irgendwelche Beziehungen zu den Hofpoeten zu unterstellen. Mit Ängstlichkeit meidet er alles, was französischen Einfluß erraten ließe. Er kennt keine demütige Entschuldigung wegen seiner schlechten Verse, er weiß nichts von der Verachtung der Poesie am Hofe und umgeht geschickt jegliche unvorsichtige Phrasendrescherei, die ihm den berechtigten Vorwurf des Schmeichelns oder heuchlerischen Kriechens eintragen könnte. Auffallend nur ist an diesen Beispielen eine zwar umkleidete, aber doch deutlich erkennbare Absicht des Dichters, die Fürsten, die er besingt, durch Hinweis auf die Wünsche seiner Untertanen indirekt an die Pflichten eines Regierenden zu gemahnen.

Zahlenmäßig umfangreicher präsentieren sich dagegen die Lobgedichte auf bedeutende oder bekannte Männer seiner jeweiligen Umgebung, so auf die Wittenberger Professoren Mayer und Calov, zu deren Füßen er gesessen, auf den Bürgermeister von Stargard und nachmaligen Landrat Koch, auf einen Doktor Brodtkorb, auf einen Geistlichen und andere mehr. Wie beim ersten Teil der „Eh- und Hochzeitsgedichte“ ist auch bei ihnen fast durchweg auf strophische Gliederung verzichtet. Sie beginnen gewöhnlich mit einer Wortspielerei und bringen oft weiter nichts als eine sinnlose Anhäufung leerer Phrasen, um schließlich mit mehr oder weniger Geschmeidigkeit im Gebrauch des verstechnischen und gedanklichen Materials in eine witzlose Pointe oder einen banalen Segenswunsch auszumünden. So unterscheiden sie sich auch gehaltlich nur wenig von den strophenlosen weltlichen Gedichten der anderen Teile des „Poetischen Blumengarten“.

## 2. Gestaltung.

Für die Beurteilung von Männlings künstlerischem Schaffen ist die Erkenntnis der dichterischen Gestaltung seiner poetischen Erzeugnisse von besonderer Bedeutung, war doch überhaupt „für die gesamte Barockdichtung nicht der Inhalt, sondern das Prinzip der Form das Ausschlaggebende.“ [186]) Formal gehören teilweise

[186]) Burkert, a. a. O. p. 45.

auch seine späteren Werke noch in die letzte Periode vor 1700. Das verrät nicht bloß die Fülle strophischer Formen von den gleichtaktigen paarreimenden Vierzeilern über die größeren Liedstrophen bis zu den kunstvollen Gebilden mit Binnenreimen, verschiedenen Verstypen und Reimbindungen, sondern auch das gänzliche Fehlen des epischen Elementes und vor allem die stilistische Prägung seiner Arbeit, die unzweifelhaft vom Geiste Lohensteins und seiner schlesischen Epigonen inspiriert ist und erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens eine merkliche Abkehr vom Schwulst des literarischen Hochbarock erkennen läßt.

Dieser Haltung entsprechend gestaltet sich seine Schreibweise, außerdem bestimmt durch die jeweilige Eigenart des bearbeiteten Stoffes, zu einer oftmals verwirrenden Veränderlichkeit. So bevorzugt er in der geistlichen Dichtung, nach seinen eigenen „Lehren von dem Stylo selbsten" im VI. Kapitel des „Expediten Redner", den „Stylus Concionatorius, den Stil der Prediger, der die Rede des Heiligen Geistes und dessen Wörter hat", und den „Stylus Vulgaris" in einer zwar gewählteren Ausdrucksweise, aber ohne die Anwendung eines übertriebenen Bilderreichtums und einer gekünstelten Konstruktion. Besonders ausgeprägt erscheint der „volkstümliche Stil" in seinen geistlichen Liedern. Hier enthüllt Männling in einfachen Worten ein tiefes Wissen um jene seelischen Kräfte, aus deren Quellen echte religiöse Ergriffenheit fließt, und erfüllt seine Verse mit einer Glaubensgebundenheit und Erlebnisstärke, wie sie eindringlicher unter seinen Zeitgenossen vielleicht nur noch Paul Gerhardt vermittelt. Seine Choräle wie

„Ich will nicht mehr",[187])
„Jesu, willst Du nicht der Armen",[188])
„Herr Gott, ich denk hier an mein Ende",[189])
„Meinem Jesum laß ich nicht",[190]),

und andere haben in ihrer naiven Schlichtheit etwas von jener zeitüberdauernden Geltung, die auf dem rein Menschlichen auf-

[187]) Poet. Blumengarten. p. 198.
[188]) Poet. Blumengarten p. 196.
[189]) Poet. Blumengarten p. 249.
[190]) Poet. Blumengarten p. 189.

gebaut ist und darum von vornherein dem Kunstwerk eine günstige Aufnahme zu sichern vermag.

Nicht so einfach und ungezwungen in ihrer Sprache sind die „Andachten" gehalten. In ihnen ist der Einfluß der zweiten Schlesischen Schule bereits deutlich zu spüren. Er äußert sich hier, gegenüber der weltlichen Lyrik allerdings merklich abgeschwächt, stellenweise in verwickelterem Satzbau oder auch, wie im Nachstehenden, in geschraubter Phrasenbildung:

„ . . . O höchst-erwünschte Stunde,
Da mir mein Lebensschatz soll werden angetraut.
Auf dessen Gnaden-Gunst mein Leib und Seele baut.
. . . . . .
Ich hab mein Glaubens-Tocht nunmehr schon angebrannt,
. . . . . .
Laß Deiner Engel Heer die Liebes-Diener seyn,
So leiten meinen Fuß in sichren Himmels-Schrein
Erlöse mich aus diesem Erden-Jammer." [191])

Ihrem Grundcharakter nach ist die Sprache in Männlings geistlicher Dichtung im Gegensatz zu der Mühlpforts neutestamentlich-biblisch.[192]) Die Erklärung für diese bemerkenswerte Tatsache liegt in der religiös-weltanschaulichen Haltung des Autors, der sogar dort, wo er die Psalmen benutzt, unmittelbar darauf neutestamentliche Stoffe anfügt oder in dieselben die Psalmenmaterie scheinbar wahllos, aber doch geschickt hineinverflicht, was zu den seltsamsten Kontrasten sowohl der äußeren Struktur als auch dem Inhalte nach führen mußte. Die Andacht vom dritten Pfingstfeiertag gibt ein typisches Beispiel dafür. Kaum findet er hierin Worte nach dem 22. Psalm

„Erquicke mich und speise meine Seele",

so zieht er schon zwei Zeilen später in Fortspinnung des gedanklichen Fadens das Gleichnis vom guten Hirten heran, wenn er spricht:

„Behüte selbst den Schafstall vor den Dieben
So Rauberey und grausames Würgen lieben
. . . . . .

[191]) Poet. Blumengarten p. 76: Am XXVII. Sonntage nach Trinitatis.
[192]) Hofmann, Karl: Heinrich Mühlpfort, Heidelberg 1893.

Und laß mich stets vor fremden Hirten fliehen“ usw.,
oder im Pfingstliede, wo er in der 3. Strophe auf p. 186 schreibt:

„Des Himmels Feuer wärmt und zeugt nicht Aschen-Staub,
Wie Mosis Wunder-Pusch, der träget Glut und Laub . .“,

um schon in der nächsten Zeile, wenn auch nur vorübergehend, in das neue Testament hinüberzuschweifen:

„Die Jordans-Taube will ob meinem Scheitel schweben.“

Oder in der nächsten Strophe:

„Nun mag der Sodoms-Glantz und Babels Raserey
Wohl andere lachen an . . . .“

Wie diese und die früheren Sprachproben erkennen lassen, bleibt Männling bei allem Bemühen um die stilistischen Zierate des Barock im allgemeinen verständlich, und zwar trägt hierzu nicht nur sein Bestreben bei, dunkle, schwer zu enträtselnde Wendungen, wie sie Gryphius liebte,[193]) zu Gunsten der syntaktischen Deutlichkeit zu meiden, sondern auch ein bewußtes Ausschalten der Fremdwörter aus seinen geistlichen Dichtungen. Er verfolgt dies hier weit rigoroser, als seine in der Kritik des „Europäischen Helikon“[194]) dargestellte angenehme Großzügigkeit in Hinsicht auf ernsthaft gemeinte Sprachreinigungsbestrebungen verraten mag. Ja, er hütet sich geradezu ängstlich vor der Wiedergabe fremder Brocken und hat sich sogar von dem Brauch, lateinische Verse zu schreiben, insofern freigemacht, als er seinem „Poetischen Blumengarten“ kein einziges lateinisches Gedicht eingliedert.

Dagegen bereichert er seine Sprache durch neue Wortformen und -zusammensetzungen nach dem Muster der Zweiten Schlesischen Schule, und Ausdrücke wie

„Angst- und Jammer-Höhle“,
„Der Verzweifflung Höllen-Lauf“,
„Hoffnungs-werthes Heyl“,
„Sünden-Dunst“, „Sauer-sehn“,
„Glaubens-Tocht“ und ähnliche

geben ihn deutlich als gelehrigen Epigonen des Kreises um Lohenstein zu erkennen.

---

193) Mannheimer, a. a. O. Siehe „Tendenz zum hyperbolischen Ausdruck“!
194) Helikon-Kritik.

Auch damit fällt er nicht aus dem Rahmen der literarischen Gemeinschaft, zu der er sich anfangs bekannte, daß er zum Schaden des Charakters seiner geistlichen Poesie in ihr gelegentlich triviale Wendungen gebraucht und einer flacheren Schreibweise nicht aus dem Wege geht. Es bereitet ihm z. B. keine Bedenken, in einem religiösen Lied an den Ausgang einer Strophe den lapidaren Satz zu schreiben:

„Fahr hin, die Welt ist Koth",

während er unmittelbar darauf den nächsten Vers mit den erbaulichen Worten beginnen läßt:

„Ich wähl mir Jesum aus".

Zum Glück sind solche Stellen in Männlings geistlicher Dichtung selten. Nur seine weltliche Lyrik tischt öfter ähnliche Kost auf. Jedoch kommt diese hier nicht derb zur Geltung, da der Stimmungsgehalt einen weniger kontrastierenden Untergrund zu banalen Gedankenergüssen darbietet.

Wie die Dichter der Zweiten Schlesischen Schule kennt auch der Verfasser des „Poetischen Blumengarten" in der kunstvoll gehaltenen Anwendung der Metaphern, besonders in seinen Jugendwerken, keine Grenzen. Abstrakte Begriffe werden durch die seltsamsten Sinnfälligkeiten verdeutlicht. So heißt die Liebe „süße Kützelung", der „Adam-Trieb", „das Zwangseil dieser Welt", „ein Oehl-Tacht, das da brennet", „ein reiner Himmelskuß", „Hymens-Brand", „der Eris Apfel-Wurff".

Ihre Wirkungen schildert er wie folgt:

„Sie wandelt alle Noth in Ambrosinen-Kuchen,
Zibeth und Honigseim, der klebt an ihrem Mund
Bey Elend weiß sie Lust, bey Schmerzen Trost zu suchen
Und macht den Sammelplatz der höchsten Freuden kund.
Sie knüpffet Stein und Gold, den Purpur mit der Seiden,
Die Schwärtze heißet ihr ein schönes Himmelreich.
Sie weiß die Worte gar in Atlas einzukleiden,
So, daß ein Hercules wird durch die Sylben weich". [195])

Eine Gruppe von Metaphern, die bei den Zweiten Schlesiern geradezu Gemeingut geworden waren, fehlt bei Männling so gut wie ganz. Es sind die Vergleiche, mit denen die Reize der Ge-

[195]) Poet. Blumengarten, p. 451: Die wunderbare Liebes-Macht.

liebten gefeiert werden. Die Zartheit der Empfindung, welche sich hierin, gewiß veranlaßt durch sein priesterliches Denken, offenbart, mutet für seine Zeit beinahe unwirklich an.

Was er jedoch wieder mit seinen Zeitgenossen teilt, ist die Vorliebe für die „schmückenden Beiwörter, die schon Opitz in seiner Poeterey als sonderliche Anmutigkeit empfohlen hatte und die noch Morhof 1682 ausdrücklich forderte.“ [196]) Sie sind als Stilmittel der Metapher gleichzusetzen und kennzeichnen wie diese den hochbarocken Charakter Männlingscher Schreibart. Wie auch hier der Verfasser, dem Zuge seiner Zeit folgend, zu den eigenartigsten Entdeckungen auf dem Gebiete marinistischer Wortgestaltung kommt, zeigt deutlich die Nachtarie vom 5. Mai des Jahres 1685, in der er vom Mondlicht überschwenglich schwärmt:

„Bebleichte Ruh, entdeckter Silber-Schein,
der diese Nacht der Liebe will bestrahlen . . .“

und in der nächsten Strophe:

„Zünd Weyrauch an auf Cypris Brenn-Altar
Worauf Cupido will geglühte Kohlen tragen“.

Zur Steigerung des ohnehin schon auf Blendwirkung eingestellten Ausdrucks werden dann noch alle möglichen stofflichen Bezeichnungen wie „Ambra, Zibeth, Zucker, Honig, Weihrauch, Senf, Balsam, Mara“ u. a. hinzugefügt.

Neben dem Epitheton, das nur aus einem Wort besteht, findet sich — weniger häufig — auch die Zusammensetzung. Man liest z. B. vom „Gott-gesinnten Geist“, von „Zuckersüßen Mandeln“, „Stein-vermengten Schätzen“, „Demantreichen Stücken“, vom „Hochverknüpfften Paar“ und dem „Zerbafgleichen Rock“. Solche Wendungen sind, wie bereits oben für die geistliche Dichtung festgestellt wurde, ein neuerlicher Beweis des bewußten Strebens nach charakteristischen und möglichst neuartigen Wortbildungen, das besonders in den Substantiv-Kombinationen zu virtuosem, dem leichten Fluß der Rhythmen aber nachteiligem Können gesteigert wird. „Rubinen-Blut“, „Unschuld-Pracht“, „Salamanders-Früchte“ und „Phönix-Jugend“ sind nur einige Bei-

[196]) Wegener, Dr. Carl Hanns: Hans Aßmann, Freiherr von Abschatz, Berlin 1910, Alexander Duncker-Verlag, p. 62.

spiele für die sich nach dieser Richtung hin ergebenden Eigenheiten. Ihr Vorkommen entspricht dem Hochbarock. Es imponiert noch der große Schwung, das prunkvoll Arrangierte, das Tönende und bunt Erglänzende. Jeder Vers sollte gewichtig und jedes Wort ein Zentnerwort sein. So mußte die Rhetorik oft künstlich aufgepeitscht werden und sich grell und laut gebärden, was wohl große Gesten brachte, aber den Empfindungsgehalt auf Kosten seelischer Werte vernachlässigte.

Ein gern benutztes Stilmittel in dieser eben bezeichneten Richtung stellt im „Poetischen Blumengarten" die Gelehrsamkeit. Bei Männling gestaltet sie eine Fülle metaphorischen Gutes, spiegelt im Neben- und Durcheinander des antiken und christlichen Geistes den barocken Dualismus wieder, genügt dem Geschmacke der Zeit durch reichliche Verwendung mythologischer Elemente und bringt mit der Absicht des Nachweises umfassender Kenntnisse, historische, geographische, naturkundliche, astronomische und religionswissenschaftliche Anmerkungen. Ein krasses Beispiel dafür ist „die verwayste Buchdruckerey". Das Gedicht, das auf den Tod des „Herrn Joh. Nikolaus Ernst/ Buchdrucker in Stargard/ Anno 1716 am 23. Februar[197]) geschrieben wurde, überbietet allerdings an Häufung von aufdringlich präsentiertem Wissenskram sämtliche Gedichte Männlings. Es würde daher einen falschen Eindruck erwecken, wollte man diese Elegie als typisches Beweisstück für die Arbeitsweise des Stargarder Dichterpredigers nehmen. Im allgemeinen bedient er sich dieses echt barocken Stilmittels nämlich weit seltener als viele seiner Zeitgenossen.

Ebenso zurückhaltend ist Männling im Gebrauch der Pointe. Sie bleibt ihm zwar, besonders in den „Eh- und Hochzeitsgedichten", angestrebtes Ziel, aber nicht Ziel um ihrer selbst willen. Er läßt sie dort in Wegfall kommen, wo äußere Form und innere Struktur ihm die gewünschte Steigerung mit abschließendem Höhepunkt von selbst gedeihen lassen. Nur in den kürzeren Gedichten will er aus leicht erkennbaren Gründen nicht auf sie verzichten, und hier nun versteht er es, durch eine gewichtige Sentenz, eine witzige Bemerkung oder ein graziöses Wort-

[197]) Poet. Blumengarten p. 758.

spiel [198]) geschickt einen effektvoll überraschenden Abschluß herbeizuführen.

Die Antithese als das „Formelement des 17. Jahrhunderts“ [199]) übernimmt in seiner Stilmittelapparatur eine entscheidendere Rolle. Wie bei den anderen Vertretern der Zweiten Schlesischen Schule hat sie auch bei ihm nichts mit der klassischen Form der Antithese zu tun. Sie ist ihm auch nicht Ausdruck für „das Erlebnis des unauflöslichen Widerspruches“, [200]) sondern nur Mittel zum Zweck, beeinflußt aber im Gegensatz zur Pointe sein poetisches Gestalten sowohl im einzelnen Wort als auch im ganzen Gedicht, wie das satirische Ehestandschanson „Der gute Wechsel auf Hochzeit“ lehrt, von dem die 5. Strophe hier wiedergegeben sei:

„Es wechselt alles ab!
Die Jahre, schwartz von Leiden,
Verkehren sich in Freuden,
Der Sarg ins Hochzeits-Bette,
Noth in die Liebes-Kette,
Es wechselt alles ab!“ [201])

Weniger häufig als dieses Stilmittel verwendet Männling in seinem „Poetischen Blumengarten“ Assonanz und Alliteration, die ihm noch unentbehrlich zur Erreichung der nötigen Klangfülle in seinen Versen scheinen. Wortkombinationen sowie ganze Phrasen schmückt er damit, jedoch in so sparsamer Fülle, daß der Ausdruck dadurch nur selten geschraubt oder gar geschmacklos sich gestaltet. So spricht er von

„Gottes Güte, Lorbeer-Lob, Irrlichts-Lehr,“
von „Land-Raths-Adel, Lippen-Trieb und Wahrheits-Glantz“.

Gelegentlich formt sich unter seiner Feder auch ein voller Vers zum Schauplatz einer Assonanzenfront, wenn sein Klangsinn auf der Suche nach bestimmten Farb- und Stimmungseffekten sie wie im Nachstehenden glücklich findet:

„Ich bin Dein, und Du mein, uns scheidet keine Zeit.“ [202])
Außer diesen bis jetzt abgehandelten Stilmitteln, die zum größten

[198]) Siehe Männlings poetische Deutung: a/ Gehalt p. 13: Scherzgedicht.
[199]) Ibel a. a. O. p. 67.
[200]) Ibel a. a. O. p. 67.
[201]) Poet. Blumengarten p. 576.
[202]) Poet. Blumengarten p. 76: XXVII. Sonntag nach Trinitatis.

Teil der Zweiten Schlesischen Schule entlehnt sind, entdeckt man in seinen Werken viele jener poetischen Eigenheiten, die für das stilistische Schaffen seiner Zeit im allgemeinen charakteristisch waren, z. B. die anaphorischen Reihen, Aufzählungen, Steigerungen, Elisionen, Apokopen, Synkopen, Flexionsabfälle, Wortverlängerungen, Cäsurreime und auch Onomatopoetisches, allerdings in so beschränkter Anwendung, daß ihr Auftreten eher als ein Beweis für Männlings Abkehr vom Geschmack des Epigonenkreises um Lohenstein genommen werden kann und als Versuch der Selbstbesinnung mit dem Ziele der Rückkehr zu Martin Opitz und seiner in der „Poeterey" festgelegten dichterischen Gestaltungskunst.

Diese mehr die innere Form angehende Umkehrtendenz ringt auch in der äußeren Gestaltung seiner Werke um Ausdruck und bezeichnet den zunehmenden Abstand, den der alternde Männling zu den Vorbildern seiner Jugendjahre gewinnt. Erkennbar ist sie bei ihm an der auffälligen Einschränkung der im Spätbarock üblichen Gedichts- und Strophenkategorien. Wer den „Poetischen Blumengarten" danach durchforscht, wird über den geringen Formenreichtum erstaunt sein. Betrachtungen, Oden, Arien, Elegien, Sonette und Epigramme — die Spruchdichtung nicht zu vergessen — füllen in der Hauptsache seine Sammlung; andere, wie die Ovationsgedichte und Madrigale, treten nur sporadisch auf, während Hymnen, Eklogen, Tenzonen, Kantaten und poetische Briefe fehlen.

Den größten Raum nehmen die Betrachtungen ein. Vielleicht sind sie deswegen regelmäßig an den Anfang eines jeden Buchteiles gesetzt, weil sie in ihrer Struktur trotz ihrer Zugehörigkeit zur Odendichtung mit keiner in den barocken Poetiken genannten Gedichtsgattung ohne weiteres identifiziert werden können. Vor allem fehlt ihnen die strophische Gliederung, und auch die Planmäßigkeit der inneren Fassung ist oftmals nur daran zu erkennen, daß gleichgroße Glieder von 4 oder auch 8 Verszeilen zum Rahmen eines einzigen Gedankens gemacht werden. Nicht selten muß aber der Reim allein eine Handhabe zur Untersuchung des poetischen Aufbaus bieten. Es kann nicht überraschen, daß in allen Beispielen der Betrachtungen im „Poetischen Blumengarten" der Alexandriner als Versmaß das Feld beherrscht.

Häufig verwendet Männling auch die Ode, die ebenfalls der galanten Dichtung entnommen ist und noch den Zusammenhang mit der vorangehenden volkstümlichen Lyrik verrät. Sie zeigt eine klare strophische Gliederung und ist sangbar. Bei Männling gestaltet sie sich besonders in der geistlichen Lieddichtung zu einem Niederschlag subjektiver Erschütterung, ohne irgendwelche mystisch-pietistischen Verknüpfungen fortzuspinnen. Sie ist hier nur gläubiges Bekenntnis des Gemeindegliedes, bringt also keine Problematik und geht mit Bewußtsein jedem Prunkgebahren aus dem Wege. Gefühlsanalyse und Reflexion finden in ihr gelegentlich aber einen geeigneten Wachstumsboden vor. Die weltlichen Oden, die dem Teile der Freudengedichte zahlreich eingefügt sind, haben manche Elemente mit den Gesellschaftsliedern des 17. Jahrhunderts gemein, nur der fröhliche, leichtlebige Sinn derselben fehlt ihnen. Dagegen verwenden sie wie jene glänzende Wendungen und öffnen dem Schwulst Tür und Tor. Männling vermeidet für sie die Bezeichnung Ode wie viele seiner galanten Zeitgenossen. Er gebraucht vielmehr den Ausdruck Arie und zwar auch dort, wo das Vorhandensein eines „pondus“ [203]) am Ende einer jeden Strophe den Odencharakter des Liedes eigentlich deutlich genug herausstellt. In der Abschiedsarie [204]), die ihr Entstehen seinem Trennungsschmerz beim Wegzuge aus der schlesischen Heimat im Jahre 1700 verdankt, wird dies besonders auffällig:

„Gute Nacht, mein Schlesien, der Schluß ist schon gestellt,
Ich soll aus Deinen Gräntzen ziehn in eine neue Welt.
Ach stößt Du Deine Kinder aus, die Du erzeuget hast,
Ich muß bey Dir ein Fremdling seyn und anderswo ein Gast.
Drum leb und sterb ich Dir gantz ab,
Ich sing und denke doch ans Grab,
Und sage gute Nacht!“

Mit dieser Auffassung unterscheidet er sich von der seines Gewährsmannes für die Beurteilung des „Poetischen Blumengarten“, Neumeister, ganz wesentlich. Dieser trennt nämlich in seiner Poetik nach Christian Weises Vorbild streng zwischen den

[203]) Waldberg a. a. O. Kap.: Die Ode.
[204]) Poetischer Blumengarten p. 417.

beiden termini technici und läßt die Arie nur als Teil einer größeren Kunstform, der Kantate, bestehen.

Bemerkenswert für die poetische Haltung Männlings ist die Tatsache, daß er sich in seiner Gedichtsammlung auch mit einer pindarischen Ode vorstellt und damit einer Geschmacksrichtung seinen Tribut zollt, die in Ronsard, Weckherlin und Opitz ihre würdigsten Vertreter besitzt. Der letztere bevorzugt für den Bau der Strophen und Epoden noch das gleiche Versmaß, meistens vierhebige Jamben und Trochäen. Der Reim wurde paarig gesetzt, nur die Epoden zeigten ein anderes Schema. Die Zahl der Verszeilen der beiden Vordersätze betrug 16, während der Schlußsatz nur 12 Zeilen aufwies. Dieses Muster wurde jahrzehntelang nachgeahmt. Lediglich in der Menge der Verse gestattete man sich unbedeutende Abweichungen. Auch Männling hat sich an dieses Beispiel bei Abfassung seiner pindarischen Ode zum „Einzuge des Churfürsten von Sachsen in Wittenberg" gehalten. Er baut ihr 4 Strophen und 2 Epoden ein, die ersteren aber zu 12, jede der letzteren zu 10 Zeilen. Dabei benützt er, wie auch Opitz in seiner zweiten Ode, für die 6 Sätze nur 2 Strophensysteme. Die einzelne Strophe wiederum zerfällt noch in zwei, die Epoche jedoch in drei Unter-Abschnitte. Diese sind durch Wechsel im Rhythmus, verschiedene Zeilenlänge und sinnvolle Anordnung der Reime erkennbar gemacht. Ein künstlicher Bau entstand durch solche Kombinationen. Um seine überladen wirkende Vielgliedrigkeit etwas abzuschwächen, bemühte sich der Dichter wenigstens in Hinsicht auf die rhythmische Struktur um ausgleichende Ähnlichkeit zwischen Strophen und Epoden. Die Absicht wird erreicht, was jedoch keine Berücksichtigung erfährt, ist das innere Verhältnis zwischen Schöpfer und Werk. Hier fehlt der belebende Atem aufwühlender Anteilnahme am poetischen Gestalten, die bewegende Leidenschaftlichkeit des Enthusiasten, die der unvermeidlichen Steifheit des Barock wenigstens das sichtlich Konstruierte genommen hätte. Allerdings muß angenommen werden, daß dieser Mangel weniger in einem ernsthaften Wollen als in dem das Gesicht der Generation prägenden Zeitgeist seine Ursache hat, der zu „schwunglos ist, um ein inneres Verhältnis zum hohen Odenstil zu finden." [205])

[205]) Mannheimer, a. a. O. Kap. Die pindarische Ode.

Und dieser Geist kennzeichnet auch die Männlingsche Sonettdichtung. Man merkt ihr deutlich an, wie sehr sie das Ergebnis ernsten, mühsamen Fleißes ist, aber irgendwelche gebändigte innere Kraft verrät sie nicht. Dementsprechend gibt sich ihr Rhythmus sehr maßvoll. Seine Bestimmung ist von Anfang an nur die Pointe. Um dieses Endergebnisses willen werden die vorangehenden Verse vielfach entwertet. Satz für Satz, Zeile für Zeile, werden gleichmäßig im stilistischen Ausdruck gestaltet und durch glänzende Worte mit einer etwas prunkenden Schwere umgeben, die das miterlebende Genießen kaum möglich macht. Damit zeigt sich unzweideutig auch das Geltungsniveau der Sonette. Sie sind, entsprechend der Stellung der Zweiten Schlesischen Schule um 1700, eine Verfallserscheinung, eine Kunstform von schwindendem Ansehen und zum Kunststück herabgesunken, an dem der Dichter seine Meisterschaft beweisen will.[206])

Alle Sonette im „Poetischen Blumengarten" sind Gelegenheitsgedichte, gebaut nach den in der „Poeterey" aufgestellten Gesetzen, die für diese Art von Dichtung eigentlich nur Äußerlichkeiten normieren.[207]) Von organischer Struktur lassen sie schon aus diesem Grunde wenig merken. Bloß der Zufall der dichterischen Kraft herrscht in ihnen. Ein Wechsel von Versarten findet nicht statt. Männling bleibt vielmehr, seiner Art gemäß, hier beim gesetzlichen Gleichmaß seines Jahrhunderts[208]), beim Alexandriner. Auch der differenzierte Gebrauch von männlichen und weiblichen Reimen ist bei ihm festzustellen, desgleichen die Anwendung unterschiedlicher Reimschemata. Mehrfach gestaltet er nach dem Muster

abba abba ccd eed.

Die Quartette bildet er regelmäßig. Sie zeigen durchweg die Reimstellung abba abba.

Eine einzige Ausnahme gestattet er sich aber doch mit der etwas ungewöhnlichen Zusammenstellung

abba baab.[209])

---

[206]) Burkert, a. a. O. p. 53.
[207]) Ibel, a. a. O. p. 51.
[208]) Ibel, a. a. O. p. 53.
[209]) Poetischer Blumengarten p. 765.

In den Terzetten bringt er das Thema ccd eed am häufigsten, daneben aber auch ccd ede und cdc dee.

Solche Variationen erscheinen reichlich willkürlich. Sie sind jedoch nur ein schwacher Abdruck der dichterischen Freiheiten, die er sich ebenso wie seine Zeitgenossen Celander, Neumeister und Amaranthes [210]) gegenüber den Vorschriften für die Anlage eines „accuraten Sonetts" in Omeis Gründlicher Anleitung zur Teutschen Reim- und Dichtkunst, Nürnberg 1712, leistet. Zwar verbindet er niemals Quartette und Terzette syntaktisch miteinander und respektiert damit das poetische Brauchtum in den Flemingschen Sonetten und denen eines Hofmanswaldau, [211]) für das Opitz nicht als Vorbild betrachtet werden darf, aber den Sinnesabschnitt zwischen den Terzetten kennt er schon nicht mehr. Auch die von Omeis verurteilte Anwendung des Enjambements zwischen den beiden Quartetten geht ihm flüssig aus der Feder und dies nicht einmal zum Nachteil für den Gesamteindruck seiner sonst unbedeutenden Machwerke auf diesem Gebiete der Poesie.

Ein ähnliches Bild ergibt sich aus der Untersuchung der Madrigale im „Poetischen Blumengarten". Die Tatsache, daß Männling nur zwei davon seiner Sammlung einverleibt hat, genügt vielleicht schon allein, um seine nicht gerade günstige Meinung von dem Wert dieser Dichtungsart um 1700 aufzudecken. Das Madrigal, das in Italien durch Guarini seine Blütezeit erlebte, und insbesondere durch die wiederholten Übersetzungen des „Pastor Fido" in Deutschland Eingang fand, hatte schon bei Ziegler seinen Charakter zu einem rein epigrammatischen gewandelt. [212]) Durch französischen Einfluß zu Beginn des 18. Jahrhunderts weiter zersetzt, vermischte es sich mit anderen Dichtungsformen und nimmt statt seines ehemals mehr liedhaften Wesens nun die Kennzeichen von didaktischen und galant epigrammatischen Stücken an, [213]) ja sogar die Satire leiht ihm von ihrer Eigenart. So ist es nicht zu verwundern, wenn schließlich bei Männling folgendes Zerrbild des Hirtenliedes entstehen konnte:

---

[210]) Welti, Dr. H: Geschichte des Sonetts in d. Deutschen Dichtung Leipzig 1884.
[211]) Ibel, a. a. O. p. 51 f.
[212]) Vgl. Karl Voßler: Das deutsche Madrigal, Weimar 1898. Literaturhistorische Forschungen Heft VI, p. 46 und 145.

„Madrigal auf einen Quacksalber.“ [214])

Wer diß Jahr wünscht zu sterben,
Und seynes Elends seyn befreyt,
Der gebe sich beym stumpffen Doctor an,
Bloß ein Recept hat es gethan,
Damit er eine Uhr und alten Hund kan erben.
Kriegt er dazu noch zweyhundert Ducaten,
So ist sein Meister-Stücke wohl gerathen.
Ars longa, vita brevis.“

Die ursprüngliche Zahl der Verse ist hierbei beachtet. Sonst aber deutet alles darauf hin, daß der Verfall dieser Dichtungsform bereits weit fortgeschritten war. Schon das Ausmünden in eine von den Kunsttheoretikern der galanten Lyrik als Hauptconclusion [215]) geforderte Pointe ist ein schlagender Beweis dafür. Die gnomisch-satirische Tendenz des Ganzen erzeugt zudem einen fremden Beigeschmack, der obiges Beispiel mit größerem Recht der Gruppe der Sinngedichte zugeordnet hätte als dem Teile der Trauergedichte, unter dem es im „Poetischen Blumengarten“ rangiert.

Als echter Barockdichter bekundet Männling für das Epigramm eine größere Vorliebe als für das Madrigal und zwar resultiert diese Haltung daraus, daß in vielen Dichtungen seiner literarischen Epoche nur der Ausgang mit der unvermeidlichen Pointe das Entscheidende für die Wertung des poetischen Kunstwerkes war. Aus demselben Grunde empfiehlt J. G. Neukirch „einen angenehmen sinnreichen Schluß“, um dem Leser zu gefallen, „je kürzer, je besser.“ [216]) Warum also das Madrigal epigrammatisch gestalten, wenn dasselbe Ergebnis auf bequemere Art und Weise erzielt werden kann? Dieser einfachere Weg zu dem gleichen Enderfolg ist aber das Epigramm, denn es vereinigt den Charakter der Aufschrift und die Pointe in sich. Die Kürze ist auch bei den Männlingschen Epigrammen das Hauptmerkmal. Bis auf ganz wenige Ausnahmen zeigen die „Selbstersonnenen Grabschriften“ nur Vierzeiler. Zu ihrem rhythmischen Auf-

[213]) Burkert, a. a O. p. 50.
[214]) Poetischer Blumengarten p. 718.
[215]) Waldberg a. a. O. p.
[216]) Waldberg a. a. O. p. 106.

bau dient, wie nicht anders zu erwarten ist, der Alexandriner, während die Spannung vermittelnde Pointe in den letzten beiden Verszeilen durch Anbringung anzüglicher Redensarten, verblüffender Grobheiten und konzentrierten Witzes angestrebt wird. Der dadurch erzielte literarische Erfolg wurde schon in der Kritik des „Poetischen Blumengarten" skizziert.

Im Zusammenhang damit muß auch auf die Unterabschnitte der „angenehmen Amaranthen oder vermischten Freudengedichte" hingewiesen werden. Hier findet sich nämlich eine andersartige Verwendung des Epigrammes. In meist längeren als nur vierzeiligen Formen wird es als Sinngedicht in des Wortes eigentlicher Bedeutung gebraucht und dient dann dem Vortrag von Glückwünschen auf „Doktorwürden, Disputationes, Kindtauffen, Reisen" und auch als „Bedächtniß-Sylben in Stammbüchern." Bemerkenswert ist wieder die Pointe am Schlusse und der Alexandriner als fast ständig wiederkehrendes Versmaß. Bezüglich des Reimschemas werden viele, aber nicht gerade abwegige Variationen versucht und geschickt im Rahmen von Inhalt und Gesamtstruktur des Gedichtes mit dem Ergebnis angebracht, daß man sich der Lektüre des Ganzen hin und wieder mit Interesse widmet. Eines von den wertvolleren Sinngedichten möge als Charakteristikum für Stilart und Arbeitsweise angeführt sein:

„Bedächtniß-Sylben." [217])

Der Laster-Mackel muß nicht am Gespinste kleben,
An dem die Einfalt ihr ein gleiches Muster sucht,
So müssen Lehrer selbst nicht führen falsches Leben,
Weil sie der Hörenden sind Spiegel steiffer Flucht.
Ihr Leben muß in Gluth der reinen Tugend brennen,
Und zeigen, daß sie ganz des Schülers Richtschnur seyn,
So wird der Himmel sie auch mit dem Nahmen nennen:
Des Lehrers Leben ist des Hörers Sonnen-Schein."

Zur Abrundung des Eindruckes über Männling ist erforderlich, sein Kunstschaffen einmal aus der Blickrichtung der Hofdichter zu betrachten. Ihn in die Reihe von Besser, Canitz und König zu stellen, würde zwar eine Verkennung seiner Eigen-

[217]) Poetischer Blumengarten p. 370.

art bedeuten; aber die unter Boileaus Einfluß von Frankreich aus sich anbahnende neue Entwicklung in der deutschen Literatur, die eine Hochflut von Ovationsdichtungen im Gefolge hatte,[218]) ist auch an ihm nicht ohne ein gewisses Echo vorbeigeklungen. Freilich darf man ihn darum noch nicht mit den Studenten, Predigern und Lehrern[218]) verwechseln, deren Versifexerei unter allen Umständen die Aufmerksamkeit regierender Häupter auf sich ziehen wollte. Solches Gebahren wäre weder mit seiner Geisteshaltung noch mit seinem charakterlichen Bilde in Einklang zu bringen. Die geringe Menge von Gedichten dieser Art, womit er der Forderung nach Zeitgemäßheit seinen Tribut entrichtet, redet außerdem eine zu deutliche Sprache, und fast scheint es so, als ob er damit nur den Geboten der Sitte und des Brauchtums gerecht werden wollte.[219])

Gliederungstechnisch gestaltet er die Beispiele seiner Ovationspoesie nach Regeln, wie sie Opitz für die heroischen Gedichte angegeben hat,[220]) allerdings nicht immer unter Innehaltung der dort fixierten Reihenfolge. Die zu Beginn vorgeschriebene Ankündigung der Absicht und des Stoffes übergeht er immer, aber die Anrufung Gottes, hin und wieder ersetzt durch den Blick nach dem Himmel, wird wenigstens in den längeren Stücken nicht ausgelassen. Und ebensowenig vergißt er die Einflickung der Dedikation oder Widmung, bevor er zum eigentlichen Gegenstand seines Reimens kommt. Bei der Fassung des Stoffes selbst irrt er wohl manchmal von den Vorschriften seines selbstgewählten Musters ab und zwar insofern, als er nicht draußen läßt, was nicht hineingehört.[221]). Diese Manier findet ihre natürliche Erklärung in der zeitbedingten Sucht der „Zweiten Schlesier", durch die Zurschaustellung eines umfangreichen Wissens und einer scheinbaren Unerschöpflichkeit der gedanklichen Produktion zu prunken, aber die störende Überladenheit und eine von ihr verdeckte innere Leere können auf diese Weise nicht weggezaubert werden. Es wird zuviel allgemein geredet und sogar die Klarheit des Gesagten läßt zu wünschen übrig, wenn er wie

---

[218]) Haertel, Wilhelm: Johann Besser. Sein Leben und seine Werke, Felber, Berlin 1910.
[219]) Sonett an den Bürgermeister von Stargard, Koch, i. Poet. Blu.
[220]) Witkowski, Dr. Georg: Martin Opitzens Aristarch... und Poeterey.
[221]) Opitz „Poeterey": Vorschriften für die Historien oder heroischen Gedichte.

in der Pindarischen Ode „Beym Einzuge des Chur-Fürsten von Sachsen in Wittenberg“ als ersten Nachsatz auf die vorangegangene Begrüßungsstrophe etwas abwegig von der inhaltlichen Markierung schreibt:

„Die Riegel sind gelöst, der Pforten-Stahl zersprengt,
Und Schwanen reiner Treu, die stehen auf der Wache,
Daß auf den weißen Berg kein Laster-Rab sich mache,
Hingegen aller Sinn auf Echo-Sylben denckt“ usw.

Solche Art zu schreiben ähnelt der in seinen „Eh- und Hochzeitsgedichten“. Es schwingt keine tiefere Empfindung hinter seinen Worten, und darum geht man wohl auch nicht fehl, in seinen Ovationsgedichten eine Ware zu vermuten, die er wie die vorstehend genannten intimen Betrachtungen auf Bestellung geschrieben hat.

Ein nicht zu übersehendes Moment für die Beurteilung ihrer Gestaltungskraft ist gerade bei den Barockpoeten, denen mehr als späteren Dichtergenerationen die Form als das grundlegende Element alles dichterischen Schaffens galt, die Untersuchung ihrer metrischen Künste. Männlings Verse stellen dafür keine besonderen Probleme. Er verwendet hauptsächlich jambische und trochäische Versmaße, wobei die jambischen weitaus überwiegen. Der gleichmäßige Wechsel von Hebung und Senkung mit seiner eine gravitätische Steifheit begünstigenden Ausgeglichenheit lag nicht nur der Haltung des literarischen Barock seiner Vorbilder, sondern auch seinem eigenen Wesen nahe. Doch ist die metrische Entwicklung des 17. Jahrhunderts nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Darum hat er zu verschiedenen Malen sowohl in ganzen Gedichten als auch zur Variierung ihres eintönigen Fortgangs in deren Teilen die Geschmeidigkeit der daktylischen und gemischten Verse in seine Diktion einbezogen. Er tut dies meistens mit viel Glück zum Vorteil der Gesamtwirkung und erscheint so durchaus nicht als der sorgfältig skandierende Dichter, der nur mit Mühe und Not metrische Bausteine unter ängstlicher Beachtung der Akzentgesetze aneinanderzureihen versteht.

Was die Versbetonung anbetrifft, so kann man bei Männling ähnliche Beobachtungen wie bei Hofmannswaldau machen. Er behandelt z. B. die Einsilber im ersten Fuße der Verszeile, deren

Akzentuierung in den Poetiken des Barock keine einheitliche Regelung erfahren hatte, wie dieser[222]) und zieht es vor, die Betonung auch bei jambischem Versmaß einen Halbfuß vorzulegen, wodurch die Schwere des Rhythmus in vielen Fällen eine wesentliche Abschwächung erfährt. So konstruiert er in der „menschlichen Schönheit als das größte Wunder" wie folgt:

„Ihr wachse Cedern-gleich der Wohlfahrt Glücksbaum auf
Gòtt bleib ihr Mòrgenstèrn, sein Wort die Lebenskerze . . ."

Mit ebensoviel Geschick versucht er die Akzentenverschiebung bei daktylischem Maße, wenn er aus Anlaß der „Renovirung der Katheder Lutheri in Wittenberg am 23. April A. 1685" dichtet:

„Die Lehren der Wahrheit vermehren sich mehr,
Weil unsern Parnassus, umkränzet die Ehr,
Ròm mag ihm allèine Prächt-Throne berèiten . . . .[223])

Genau genommen, handelt es sich bei diesen Abweichungen um geringfügige Verstöße gegen die sonst gebräuchliche Betonungsordnung. Ihre Fehlerhaftigkeit wird dadurch entschuldigt, daß sie vor dem natürlichen Sprachempfinden weitaus richtiger erscheinen, als die Starrheit der literarischen Barockkultur zuzugestehen vermochte.

Im Inneren der Verszeilen treten Verletzungen der Akzentgesetze weniger häufig auf. Sie sind dort meist leichterer Art und werden nur in ganz seltenen Fällen als Störung des rhythmischen Flusses empfunden.

Männlings Vorliebe für jambische und trochäische Verse zwingt seinem poetischen Können oft die Hergabe aller betonungstechnischen Gewandtheit auf. Es geschieht dies besonders dann, wenn das Vermeiden daktylischer Unruhe die Hebung des schwachen „e" zur metrischen Notwendigkeit machen konnte. Wie Hofmannswaldau gelingt jedoch auch ihm bis auf wenige

---

[222]) Ibel, a. a. O. p. 38 f.

[223]) Das es sich ganz besonders in diesem Falle um eine bewußte Eigenwilligkeit des Verfassers handelt, wird am besten dann klar, wenn man versucht, die rhytmische Ordnung der letzten Zeile in Parallelität zu den vorhergehenden umzulegen und „Rom" als zweite Silbe hinter „mag" zu setzen. Der Daktylus ist dann unversehrt und auch die Sinnrichtigkeit bleibt gewahrt.

Ausnahmen die Beachtung der gehobenen Silben und ihre ausgewogene dynamische Differenzierung im Verband der vorhergehenden und folgenden Wortglieder, so daß der glatte Fortgang der Bewegung, wenn er skandiert „die wünschendè Begièrd..“[224]) oder „Ihr Èlemènt das ist...“[225]) und „Elèndes Jàmmerthàl...“[226]) keine unangenehme Unterbrechung erfährt.

Die Akzentuierung der Eigennamen findet im „Poetischen Blumengarten“ eine glücklichere Lösung als Opitz sie anzubahnen wußte. Nicht der dichterischen Willkür werden sie hier preisgegeben, sondern in voller Gleichberechtigung mit den anderen Substantiva nach haupt- und nebentonigen Halbfüßen der im ganzen Gedicht geltenden Versordnung eingefügt. Nur bei Häufungen weicht Männling von dieser Norm ab. Er läßt dann den Eigennamen nachstehende unterschiedliche Behandlung angedeihen:

„Faust, Guttenberg, Montell und Schäfer ließen sich
wie Römer-Statuen am Unterberge sehen, . . . .“[227])

Schon mit dieser rein äußerlichen Erfüllung metrischer Gesetze, wodurch allerdings noch nicht abschließend die formale und rhythmische Aktivität des Dichters beurteilt sein soll, kennzeichnet dieser seine Einstellung auf fraglichem Gebiete als eine diametral entgegengesetzte zu jener, wie sie Opitz, Zesen und Gryphius[228]) zu zeigen sich bemühen. Hier ist Vergewaltigung des natürlichen Akzentes das hervorstehende Charakteristikum einer Haltung, die bei jeder Gelegenheit zu Inkonsequenzen und Kompromissen neigt, dort dagegen spürt man dem Fehlerhaften in der Betonungshandhabung nach und versucht, wenn auch noch nicht wie die Weisianer beim Vortrag den Akzent der Prosarede anzustreben, so doch nach Art der Dichter des Gesellschaftsliedes und der Hofmannswaldauer alles zu vermeiden, was der Natürlichkeit im Betonungsgebrauch zuwiderläuft.

Noch weiter führt in der Erforschung der rhythmischen Gewandtheit Männlings die Betrachtung des Verhältnisses von

---

[224]) Poet. Blumengarten p. 450: Die wundersame Liebesmacht.
[225]) Poet. Blumengarten p. 467: Das geweyhte Feuer auf einen Geistlichen.
[226]) Poet. Blumengarten p. 654: Auf den Tod Calovs.
[227]) Poet. Blumengarten p. 758: Die verwayste Buchdruckerey.
[228]) Mannheimer, Viktor. a. a. O. Siehe Betonungsschwankungen.

Metrum und Wortformen in seinem poetischen Schaffen. Dafür ist ausschlaggebend, in welcher Weise die Sprache sich dem Versmaße zu eigen gibt, ob gestutzt und gepreßt, oder ob sie sich gleichsam in Freiheit den metrischen Gesetzen beugt.[229]) Hierzu darf zusammenfassend gesagt werden, daß der Stargarder Dichterprediger die Vorschriften respektiert, die Opitz in seiner „Poeterey" nach dieser Richtung hin im allgemeinen und besonders über die Anwendung von Elision, Apokope, Flexionsabfall, Synkope, Synaresis und Synalöphe gegeben hat. Vornehmlich bedacht ist er um die Befolgung der Elisionsregeln des „e", während er der Beachtung der Apokope dadurch aus dem Wege geht, daß er dieselbe, dem Beispiele des alternden Gryphius folgend, nicht gebraucht.[230]) Ebensowenig liegt ihm das Synkopieren oder Zusammenziehen der Wörter wie „han" für „haben", „lan" für „lassen", wohingegen das Zusammenfließen zweier Vokale und zweier Silben am Ende des einen und am Anfang des folgenden Wortes in Verbindungen wie „im" (entstanden aus „in dem"), „vom" und „zum" sich des öfteren bei ihm findet. Außerdem benutzt er jede Gelegenheit zur Erleichterung seiner Verse und zwar besonders dann, wenn ein Mangel an Uebereinstimmung zwischen Länge des Alexandriners und sprachlichen und syntaktischen Verhältnissen Wortverlängerungen angebracht erscheinen läßt, die durch die verschiedenen Formen von paragogischem „e" ermöglicht werden (Poete, Hertze usw.).

Entsprechend dem Geschmack seiner Zeit verwendet er im Strophenbau überwiegend den Alexandriner mit fester Zäsur und festem Reim. Dabei wiederum gibt er dem fortlaufend konstruierten gegenüber dem strophisch gebauten von 4, 6 und 8 Zeilen den Vorzug. Den Sinnesabschluß verlegt er gewöhnlich in den Raum nach der vierten Zeile und achtet darauf, daß die Reimpaare nicht durch einen dazwischenliegenden Satzschluß voneinander getrennt werden, wie es häufig bei Neukirch zu beobachten ist. Daß er sich streng und regelmäßig an dieses Brauchtum hält, kann jedoch nicht behauptet werden, denn seine leichtere Muse gestattet sich gerade nach dieser Richtung hin mancherlei Freiheiten. Außer in der Alexandrinerstrophe ver-

[229]) Ibel, a. a. O. p. 41.
[230]) Mannheimer, a. a. O. Siehe Apokope!

sucht er in echt barocker Aufgeschlossenheit für das Vielseitige seinen Pegasus auch in anderen Gangarten vorzuführen und zeigt eine von beachtlicher Formkraft gestaltete Menge von Strophentypen, die zwar in bezug auf ihre äußere Linienführung nichts Ungewöhnliches oder Neuartiges mit sich bringen, aber doch in ihrer formalen Strukturverschiedenheit das Bild von der Spannungsweite Männlingschen Schaffens charakteristisch untermalen können. So bildet er vornehmlich in den Arien seiner geistlichen und weltlichen Dichutng in variationsbegeisterter Großzügigkeit Strophen mit zwei-, drei-, vier- und fünftaktigen Zeilen und versucht sich sogar einmal ähnlich wie Abschatz [231]) mit einer Nachbildung der französischen „vers libres" in einem Trauergedicht, das gemäß seinem Vorbild deutlich einen durchgehenden Rhythmus erkennen läßt.

Im Reimschema gibt er sich denkbar unkompliziert und ohne genau erkennen zu lassen, in wessen Meisters Fußtapfen er hierbei zu treten sich bemüht. Unter den verschiedenen Kombinationen von Reimen der Dichtkunst seiner Zeit zieht er ganz offenkundig den Kreuzreim vor. Er operiert fast ausschließlich mit ihm überall dort, wo Strophenbau und stofflicher Charakter es ermöglichen. Die Reinheit der Reime ist bei seinen Gedichten, wenn man bedenkt, daß er fast ein ganzes Jahrhundert nach Opitz gelebt hat, mit dessen Maßstab nicht mehr zu beurteilen. Sie ist wohl bis auf verschwindende Ausnahmen tatsächlich vorhanden, aber er beachtet nicht mehr den in der „Poeterey" verlangten phonetisch genauen Unterschied zwischen „e" und „ä", oder „e" und „ö" und ähnliche sprachklangliche Feinheiten, ganz zu schweigen von den Problemen, welche die im Reimwort oder im Auslaut desselben stehenden ähnlichen Konsonanten wie „d" oder „t", „bb" oder „p" u. a. einem gewissenhaften Barockpoeten zu lösen gaben. Die reimtechnische Geschicklichkeit Männlings muß jedoch im allgemeinen anerkannt werden, denn im „Poetischen Blumengarten" gibt es nicht viel Stellen, bei denen der Verfasser im Kampf mit der gestaltungsunwilligen Materie sich nicht zu helfen weiß. Am häufigsten finden sich in seinen Gedichten Reime zwischen Verben und Verben oder zwischen Substantiven und Substantiven. Dadurch werden nicht selten

[231]) Wegener, a. a. O. p. 77.

akustisch-rhythmische Eindrücke erweckt, die mit den Wirkungstypen Gryphischer Klingkunst Ähnlichkeit besitzen. Wenn er aber, was oft genug vorkommt, Verben und Substantive in Klanggleichheit zwingt, dann stehen die ersteren fast ausschließlich im Infinitiv und bedingen naturgemäß einen weiblichen Reimcharakter. Überhaupt sind unter seinen weiblichen Reimwörtern mehr Verben, während die Substantive vornehmlich für die Bildung der männlichen Reime herangezogen werden. Eine Merkwürdigkeit seiner Technik bedeutet die Tatsache, daß seine weiblichen Reime als Silbenvokal im unbetonten Suffix durchweg das geschlossene „e" zeigen. Demnach scheint er solche mit den Nachsilben „ig, lich, heit" u. ä. als verwendungsfähig für seine Zwecke nicht anzuerkennen.

Die Verse sind, gemessen an den Schablonen zeitgenössischer Poetiken, im allgemeinen richtig gebaut. Nur die Flickwörter, die er wie viele andere seiner Schule öfter gebraucht, wirken störend und beeinträchtigen den Wert seiner Dichtungen erheblich.

Charakteristisch für Männlingsche Darstellungskunst ist auch sein Bestreben, die einzelnen Verszeilen als selbständige Sätze auszubauen und mit eigenem Subjekt und Prädikat auszurüsten, wie Hofmannswaldau es mit Vorliebe getan hat. Allerdings bleibt hierbei einzuschränken, daß er dessen sprachliche Sicherheit nicht erreicht und deshalb bei weitem nicht in seiner Poesie zu solch graziöser Glattheit und eleganter Formvollendung zu gelangen vermag wie dieser Meister der Barocklyrik, dem die formale Gebundenheit innerhalb der Dichtung seines Jahrhunderts nicht hemmende Fessel, sondern willkommene Gelegenheit zur Erprobung seiner schöpferischen Kräfte war.

# Würdigung.

Trotz einer starken Eigenwilligkeit und seinem in den Büchervorworten oft betonten Streben nach Originalität ist Männling im gesamten Bereich seines Schaffens keine ursprüngliche Dichternatur. Er gehört nicht zu den Erscheinungen um die Wende des 17. Jahrhunderts, die wie Günther, Brockes, Haller, Bodmer oder Gottsched Vorläufer und Künder einer neuen literarischen Epoche wurden. Er ist nur Nachahmer seiner Vorbilder, und zwar Vertreter der Zweiten Schlesischen Schule, zu einer Zeit, da mit dem Umbruch im künstlerischen Bekenntnis eines Benjamin Neukirch der sichtbare Auftakt zum raschen Verfall des Marinismus in der galanten Dichtung gegeben wird. Dementsprechend darf er als ein Kind seines kulturgeschichtlich absinkenden Zeitalters nicht wie ein Barockmensch ausgeprägtester Haltung gewertet werden. In ihm spiegelt sich nicht mehr ungetrübt wie sonst im geistigen Raum des Barock der Zwiespalt der christlich-mittelalterlichen und neuzeitlich-klassischen Welt, den typisch das bipolare Ethos Lohensteinscher Kunst zum Ausdruck bringt, sondern ist zu Gunsten einer seelischen Gesinnung verschoben, die unter Überwindung der Oppositionskraft eines durch Wissenschaft und Renaissancegefühl gestützten Diesseitsgerichtetseins [232]) deutlich genug eine stärkere Betonung mehr weltabgewandter Gefühlstiefe und Glaubensfreudigkeit anzustreben beginnt. Diesem Umstande ist es besonders zuzu-

[232]) Ibel, a. a. O. p. 183.

schreiben, daß seine Muse am eindringlichsten gerade auf dem Gebiete der geistlichen Dichtung für ihn wirbt und durch die hier zutagegetretenen Vorzüge ihn und sein Werk auf Generationen hinaus vor dem Schicksal völliger Vergessenheit bewahrte. Der Zwangsläufigkeit, die hinter diesem Geschehen steht, zollten auch die zeitgenössischen Kritiker ihren Tribut, und sogar ein Gottsched fühlt sich bemüßigt, in seinen Vorübungen der Beredsamkeit[233]) Männlingsche Schreibart in den Ring seiner stilkundlichen Betrachtungen einzubeziehen. Wenn sein Urteil darüber einem Verdammungsspruch über potenzierte Minderwertigkeit gleichzusetzen ist — er spricht an einer Stelle im zeitgenössischen Rezensentenjargon von lateinischen und deutschen Affen, denen er Männling zugeordnet wissen will — so liegt das daran, daß er aus einem Ideenkreis gegensätzlichster Kunstanschauung den Zweiten Schlesier beurteilt und damit einem Fehler verfällt, den nach ihm noch lange die hohe Zunft der Kritikaster übte, wenn sie die Vergangenheit lediglich und allein in der geltungsverwischenden Perspektive der Gegenwart sah. Unter diesem Gesichtswinkel ist auch das allgemein gehaltene und mit seltsamer Großzügigkeit entworfene Bild zu werten, das die A. D. B. Bd. XX auf p. 210 vom Prediger zu St. Augustin in Stargard und seinem schriftstellerischen Wirken bringt. An dieser Stelle schreibt nämlich der für den bisherigen künstlerischen Leumund Männlings zuletzt verantwortliche J. Franck folgendes:

„Ein Anhänger des Dichters Lohenstein und glühender Bewunderer seines Bombastes, unterzog er sich nicht nur der Mühe, die Gleichnisse, Ausspielungen und Bilder aus dessen Trauerspielen zusammenzustellen, sondern er unternahm es auch, eigene Arbeiten im Geiste seines Vorbildes zu dichten, sowie durch Anleitungen zur Herstellung eben solcher schwülstiger Verse dem Bedürfnisse jener entarteten und sittenlosen Zeit nach Möglichkeit entgegen zu kommen."

Dieses höchst summarische Urteil darf nicht unwidersprochen bleiben. Gewiß, es trifft zu, daß Männling ein Lohensteinverehrer war, und wenn dies nicht seine Werke verraten würden, dann belehrte uns bestimmt sein eigenes Bekenntnis in den Vor-

---

[233]) Gottsched, Johann Christian: Vorübungen der Beredsamkeit, Leipzig 1754, p. 52 ff.

worten zum „Arminius enucleatus“ und „Lohensteinius sententiosus“ darüber. Aber er ist dies nicht mehr und nicht weniger als die Menantes, Assig, Abschatz, Celander, Mühlpfort und Leander aus Schlesien auch. Mit der Tatsache der Anlage seiner Lohensteinexzerpte kann noch lange nicht bewiesen sein, daß er als ein besonders Begeisterter aus der Reihe der Lohensteinepigonen wesentlich hervortritt, wie dies nach den Franckschen Worten angenommen werden darf, denn „einstimmig und überschwänglich tönt“ nach Konrad Müller[234]) „das Loblied, das die Zeitgenossen“ auf den großen Schlesier erheben. Es stürmt unter ihnen geradezu ein Wetteifer, für den angebeteten Gott ihres Parnasses neue Schmeichelnamen zu ersinnen; kein Gleichnis ist verwegen genug, kein Beiwort so kühn, daß es ihre Bewunderung nicht dem Dichter zu Füßen lege“. Zudem ist es gewiß auffällig, daß Männlings „glühende“ Verehrung nur in den Einführungen zu den beiden obigen Auszugswerken so deutlich wird, während in den übrigen Schöpfungen der Verfasser sich über seine ideelle Gefolgschaft und poetische Zugehörigkeit fast gänzlich ausschweigt. Und wenn man bedenkt, daß die „Zusammenstellungen“, zu denen auch er sich bereitfand, ein ganz allgemein zeitüblicher Brauch waren, wird man umsomehr erkennen, wie wenig Bedeutung dem Franckschen Urteil beizumessen ist.

So muß man auch die Bemerkung von den „Anleitungen zur Herstellung eben solcher schwülstiger Verse usw.“ mit Vorbehalt aufnehmen. Mit diesem billigen Urteil werden nämlich der „Europäische Parnassus“ und der „Helikon“ in einer wissenschaftlich völlig abwegigen Art gegeißelt, denn diese Schriften sind als Poetiken in der langen Reihe gleichgearteter Handbücher zur Erlernung der Dichtkunst im Barock literaturgeschichtlich durchaus ernst zu nehmende, allerdings den Atem ihrer Zeit wiedergebende und deshalb vielleicht seltsam anmutende Werke. Abgesehen davon, daß Männling trotz dieser Anleitungen oder vielleicht gerade an Hand derselben auch die schlichtesten Gedichte, wie seine geistliche Lyrik erkennen läßt, zu schreiben vermag, ist aber eine Beurteilung, die ihm zuschiebt, er wäre den Bedürfnissen jener entarteten und sittenlosen Zeit nach Möglich-

[234]) Müller, Konrad: Beiträge zum Leben und Dichten Daniel Caspers von Lohenstein, Breslau 1882 bei Koebner. Siehe Vorwort!

keit entgegengekommen, auf alle Fälle abzulehnen. Ihr widerspricht nicht nur sein eigenes priesterliches Wort in den Vorreden zum „Poetischen Lexikon“ und „Blumengarten“, auf das schon eingegangen wurde, sondern auch das vorliegende Forschungsergebnis, wonach die Männlingsche Muse der zeitüblichen erotischen Komplexe fast völlig entbehrt. Gewiß soll zugegeben werden, daß der Verfasser in seinen lexikalen Arbeiten [235]) verschiedentlich anders in Erscheinung tritt. Jedoch handelt es sich hier nicht um eigenes Ideengut, das er darbietet, vielmehr stellt er fremden, den Bildungserfordernissen der damaligen gehobenen Stände entsprechenden Wissensstoff nach Prinzipien möglichster Vollständigkeit und Vielseitigkeit zusammen und befleißigt sich dabei bewußt einer Art der Darstellung, die an trockener Nüchternheit besonders dort nichts zu wünschen übrig läßt, wo der sinnlich orientierte Mensch Delikatessen wittern möchte. So bringt er also auch hier entgegen dem Zuge seiner Zeit, der Dinge der Erotik als etwas Selbstverständliches und Unanstößiges betrachtete, nichts, womit der Vorwurf zu begründen wäre, ihm hätte eine Förderung der Sittenlosigkeit durch Poesie oder Prosa irgendwie in Wunsch und Absicht gelegen.

Damit wird Männlings Stellung im Gesamtbild der Zweiten Schlesier immer eindeutiger. Seine klare und mutige Haltung unter den Galanten darf ihm sogar als Wesenseigentümlichkeit angerechnet werden. Sie ermöglichte wohl nach Stoffwahl und Stil ein Fortgleiten in der Geschmacksrichtung seines Vorbildes, färbte aber naturgemäß auf Gehalt und innere Form seiner Werke ab und gestaltete sie so individuell, daß die auffällige Betonung der Nachfolge Lohensteins und ihre Herausstellung als ein Hauptmoment, wie sie Francks biographische Skizze bietet, eine falsche Beurteilung Männlingscher Qualitäten ergeben mußte.

Um diese letzteren zu erkennen, ist es notwendig, drei sich gegenseitig berührende und oftmals durchdringende Haltungsweisen als Ursache und Erscheinungsergebnis für sein Gesamtwerk, insbesondere für seine Lyrik, anzunehmen.

Die erste Art ist der formal-ethischen Lohensteins am ähnlichsten, nur geht ihr dessen konstruktive Geschmeidigkeit, die

[235]) Armin, Loh. sent. Poet. Lexikon u. ähnliche.

Wucht seiner Gestaltungskraft und seine erotische Bedenkenlosigkeit ab. Sie stelzt äußerlich etwas ungeschickt und steif daher und trägt unverkennbar alle Anzeichen einer Geschmacksrichtung zur Schau, die Waldberg in seinem Buch über „Die galante Lyrik“ [236]) als die marinistische bezeichnet hat. Reinster Ausdruck dieser Haltung Männlings ist die weltliche Dichtung des „Poetischen Blumengarten“, insbesondere die Gruppe der Eh- und Hochzeitcarmina.

Die zweite Art behauptet eine gewisse Übergangsposition zwischen Marinismus und den Gegnern desselben, indem sie, wiederum unter Hintenansetzung aller Sinnlichkeit, religiöse Lebensweise zum Gegenstand einer vom barocken Schwulst schon sichtlich abgleitenden sprachlichen Darstellungskunst macht. In ihr werden keine Spannung erzeugenden weltanschaulichen Gegensätze gelöst und keine zum Grübeln verleitenden Probleme aufgerollt, nur liturgische Bewegung und seelsorgerische Absicht, gepaart mit tiefempfundener Gottgläubigkeit, kennzeichnen die ursächlichen Zusammenhänge für ihre Formgebung. Sie bringt kein restloses Aufquellen seiner musischen Potenzen, sondern stellt in der Hauptsache ein Resultat seiner „ratio“ dar. Hierher gehören beinahe ausschließlich die „Andachten“.

Bei der dritten Art hingegen ist alles Bestreben, glanzvoll zu wirken, von Männling abgefallen. In schlichter Ausdrucksweise gestaltet er dafür echte Kunst und trifft in ihr sogar vielfach den Ton wahrer Volkstümlichkeit. Jedoch nur aus seiner umfangreichen geistlichen Dichtung winken solche Lichtblicke parnassischer Höhen. Im „Poetischen Blumengarten“ finden wir sie in den „Geistlichen Arien und Oden auf sonderbare Feste und Zufälle“. Wenn Franck von diesen sagt, daß auch sie nicht ganz von Lohensteinschem Schwulst freizusprechen sind, so sei mit Wegener [237]) daran erinnert, welch zähes Leben die Stilmittel der sogenannten Zweiten Schlesischen Schule „trotz des sich bald regenden Widerspruchs“ gehabt haben. „Im ganzen 18. Jahrhundert sind sie anzutreffen“, und sogar Goethe scheute sich nicht, sie hin und wieder anzuwenden. Somit braucht ihr stellenweises Auftreten in der Färbung eines spätbarocken Meisters

[236]) Waldberg, a. a. O. p.
[237]) Wegener, a. a. O. p. 65 f.

durchaus nicht gleich als ein Nachteil gewertet zu werden. Das muß auch der stilgeschichtlich geschulte Beurteiler hervorheben. Freilich umfaßt die oben genannte Liedersammlung nur einen geringen Teil des Lebenswerkes Männlings. Für dessen dichterische Eigenart und Leistung ist sie jedoch außerordentlich charakterisierend, denn in ihr bieten sich Anhaltspunkte genug, um die geistesgeschichtliche Zuweisung des Stargarders zu einer poetischen Richtung zu begründen, die nach Waldberg als eine dritte zwischen der marinistischen Gruppe und deren Gegnern anzusprechen ist und ihre vornehmsten Vertreter in Erdmann Neumeister, Gottlieb Stolle, Heinrich Mühlpfort und Johann Georg Neukirch hat.

In ihrer Gesamtheit genommen ist die Männlingsche Dichtung hauptsächlich Nachahmung und Nachwirkung dessen, was Lohenstein und sein Epigonenkreis an Vielfalt geistiger und sinnlicher Kräfte einem weltanschaulich und damit auch kulturell absinkenden Nachkriegszeitalter gaben. Sie hat deshalb in keiner Weise selber anregend gewirkt. Sie ist eine Welle in dem Meer der Literaturbewegung des Barock, die weder Strömungen bildend noch Ufer brechend für das schöngeistige Spiel ihres Jahrhunderts zu wirken imstande war. Ihr Ausrollen verlief ohne wesentliche Erschütterungen in der Welt der Dichtkunst überhaupt und hinterließ auch im damaligen poetischen Geschehen keine fühlbare Lücke.

# Literatur:


Acta Eruditorum, Deutsche, oder Geschichte der Gelehrten, welche den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Europa begreiffen. 205. Theil. Leipzig 1736.

Bibliothek, Neue, oder Nachricht und Urtheile von neuen Büchern und allerhand zur Gelehrsamkeit dienenden Sachen. 61 Stück. Frankfurt und Leipzig 1717.

Bobertag, Felix: Die Zweite Schlesische Schule. (In Kürschners Nat. Lit. Bd. 36) 1885.

Borinski, Karl: Die Hofdichtung des 17. Jhrh. In Ztschr. f. vergl. Lit. Gesch. Bd. VII, Weimar und Berlin 1894.

Borinski, Karl: Die Poetik der Renaissance, Berlin 1886.

Burkert, Georg: Gottfried Benjamin Hancke. Ein schlesischer Spät-Barockdichter. Breslau 1933.

Cysarz, Herbert: Deutsche Barockdichtung. Leipzig 1924.

Damaschke, Adolf: Geschichte der Redekunst. Jena 1921.

Dilthey, Wilh.: Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation. Ges. Schr. Bd. 2, Leipzig 1914.

Dissel, Karl: Philipp von Zesen und die deutschgesinnte Genossenschaft. Hamburg 1890.

Dorn, Wilh.: Benjamin Neukirch. Sein Leben und seine Werke. Weimar 1897.

Erhardt, Sigismund Justus: Presbyterologie des Evangelischen Schlesiens. Liegnitz 1780.

Eitner, Gustav: Friedrich von Logaus sämtliche Sinngedichte. Tübingen 1872.

Fama, die Gelehrte, welche den gegenwärtigen Zustand der gelehrten Welt und sonderlich derer deutschen Universitäten endecket. Der XXVI. Theil. Leipzig 1713.

Friedensburg, Walter: Geschichte der Universität Wittenberg. Halle 1917.

Gottsched, Joh. Christian: Vorübungen der Beredsamkeit, Leipzig 1754.

Graesse, Jean, George Theodore: Trésor de livres rares et précieux . . . . Dresde 1863.

Gundolf, Friedrich: Shakespeare und der deutsche Geist. Berlin 1914.

Haertel, Wilh.: Johann v. Besser. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1912.

Heckel, Hanns: Geschichte der dtsch. Literatur in Schlesien. Breslau 1929.

Heine, Karl: Der Ausdruck „Zweite Schlesische Schule". In Zeitschr. f. vergl. Lit. Gesch. Bd. 6, Berlin 1893.

Henel v. Hennenfeld, Nik.: Silesiographia renovata. Breslau und Leipzig 1704.

Hiltebrandt, I. A.: Verzeichniß der Hirten nach Gottes Herzen. Alten Stettin 1724.

Ibel, Rudolf: Hofman von Hofmanswaldau. Germ. Studien, Heft 59. Berlin 1928.

Jöcher, Christian, Gottl.: Compendiöses Gelehrten-Lexikon. Anderer Theil. Leipzig 1733.

John, M. Joh.: Parnassus Silesiacus, Breslau 1728.

Kerkhoff, A.: Daniel Caspar von Lohensteins Trauerspiele mit besonderer Berücksichtigung der Cleopatra. Paderborn 1877.

Kern-Chronike, Schlesische Nürnberg 1710.

Koberstein, Aug.: Geschichte der dtsch. Nationalliteratur. Leipzig 1872.

Leuschner, Joh. Christian: Spicilegium . . . . . Hirschberg s. a.

Lutz, Valentin: Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz. Diss. Heidelberg 1887.

Mannheimer, Viktor: Die Lyrik des Andreas Gryphius. Berlin 1904.

Matricula Gymnasii Magdalenaei 1667—1689. Bresl. Stadtbibl.

Menzel, K. A.: Geschichte Schlesiens. Breslau s. a.

Mercker-Stammler: Reallexikon der dtsch. Literaturgeschichte. Berlin 1925/26.

Minor, Jakob: Neuhochdeutsche Metrik. Straßburg 1893.

Morhof, Daniel Georg: Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätzen. Kiel 1687.

Müller, Conrad: Beitrag zu Leben und Dichtung Lohensteins. Germ. Abhandlg. Bd. 41, Breslau 1883.

Müller, Günther: Die deutsche Dichtung von der Renaissance bis zum Ausgang des Barock. Potsdam 1929.

Müller, Günther: Geschichte des deutschen Liedes. München 1925.

Müller, Helmut: Studien über die Lyrik Caspar von Lohensteins. Diss. Greifswald 1921.

Neumeister, Erdmann: Specimen dissertationis . . . . 1706.

Oppel, Arnold: Das Hohelied Salomonis und die dtsch. religiöse Liebeslyrik. Berlin und Leipzig 1911.

Passow, Wilh.: Daniel Caspar von Lohenstein. Seine Trauerspiele und seine Sprache. Meiningen 1852.

Riemer, Joh.: Standes-Rhetorika, Weißenfels 1685.

Rosenmüller, Max: Johann Ulrich von König. Diss. Leipzig 1896.

Schieck, Wolfg.: Studien zur Lebensanschauung des Andreas Gryphius. Diss. Greifswald 1924.

Schierse, Bruno: Geschichte Schlesiens. Paderborn 1932.

Schmidt, Joach. Friedr.: Der Eingang zur Ruhe bey dem Leich-Begängniß des . . . . Magister Johann Christoph Männling. Stargard 1723.

Sinapius, Joh.: Olsnographia oder eigentliche Beschreibung des Oelßnischen Fürstenthums in Niederschlesien . . . . Leipzig und Franckfurt 1707.

Scultetus, Georg: Hymnopoei Silesiorum. Wittenberg 1711.

Strich, Fritz: Deutsche Barocklyrik. Genius J. 3, 1921.

Strich, Fritz: Der lyrische Stil im 17. Jahrh. Abhandlungen zur dtsch. Literaturgesch., Festschr. f. Muncer, 1916.

Vietor, Karl: Probleme der dtsch. Barockdichtung. Leipzig 1928.

Volkmann, Otto Felix: Joh. Christian Günther im Rahmen seiner Zeit. Berlin 1907.

Voßler, Karl: Das deutsche Madrigal. Lit. hist. Forschungen, 6. Heft, Weimar 1898.

Waldberg, Max von: Die galante Lyrik. Straßburg 1885.

Wegener, Carl Hanns: Hans Aßmann Freiherr von Abschatz. Berlin 1910.

Weise, Christian: Politischer Redner. Leipzig 1691 und 1694.

Welti, Heinrich: Geschichte des Sonnetts in der dtsch. Dichtung. Leipzig 1884.

Wetzel, Joh. Caspar: Hymnopoegraphia oder Historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter. Herrnstadt 1721.

Wetzel, Joh. Caspar: Analecta Hymnica, das ist: Merkwürdige Nachlesen zur Lieder-Historie . . . Gotha 1756.

Witkowski, Georg: Martin Opitzens Aristarch . . . und Buch von der dtsch. Poeterey. Leipzig 1888.

Zeitungen, Neue, von Gelehrten Sachen, Nr. 84, Leipzig 1723.

Zesen, Philipp: Hochdeutscher Helikon. Jena 1640/41/49 und 1656.

# Lebenslauf.

Am 26. Mai 1891 wurde ich als Sohn des Rentners Peter Tworek in Breslau geboren. Hier besuchte ich die Volks- und Mittelschule, die Präparandie und das Lehrerseminar. Nach der ersten Lehrerprüfung trat ich in den Volksschuldienst.

Im August 1914 ging ich als Kriegsfreiwilliger zur Armee und kämpfte beim aktiven ersten niederschlesischen Inf.-Reg. Nr. 46 Graf Kirchbach an der Ost- und Westfront. Dabei wurde ich einmal verschüttet, einmal leicht und einmal schwer verwundet. Auf Grund eingetretener Kriegsverwendungsunfähigkeit entließ man mich im Mai 1918. Seitdem bin ich Lehrer in Breslau.

Im Verlauf meiner Weiterbildung legte ich noch die zweite Lehrerprüfung, die gekürzte Reifeprüfung fürs Realgymnasium und die akademische Musiklehrerprüfung ab. Zehn Semester habe ich außerdem an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Breslau Deutsch, Geschichte und Musik studiert und erwarb schließlich durch Absolvierung eines Probejahres als Musiklehramtskandidat am hiesigen Friedrich-Gymnasium die Befähigung zur Erteilung des Musikunterrichtes an höheren Lehranstalten.

Meinen verehrten Lehrern, den Herren Professoren Heckel, Kühnemann, Merker, Ranke, Santifaller, Schneider, Siebs und Steller danke ich an dieser Stelle für die Förderung im Studium, besonders aber Herrn Professor Dr. Dr. Paul Merker für die Anregung zu vorliegender Arbeit und ihre vielseitige Unterstützung.

**Paul Tworek.**